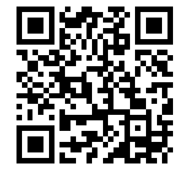
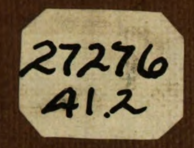
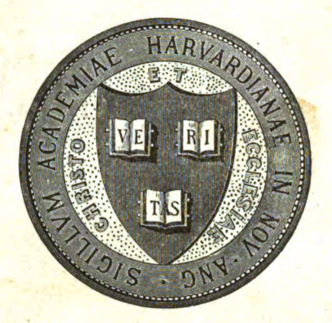


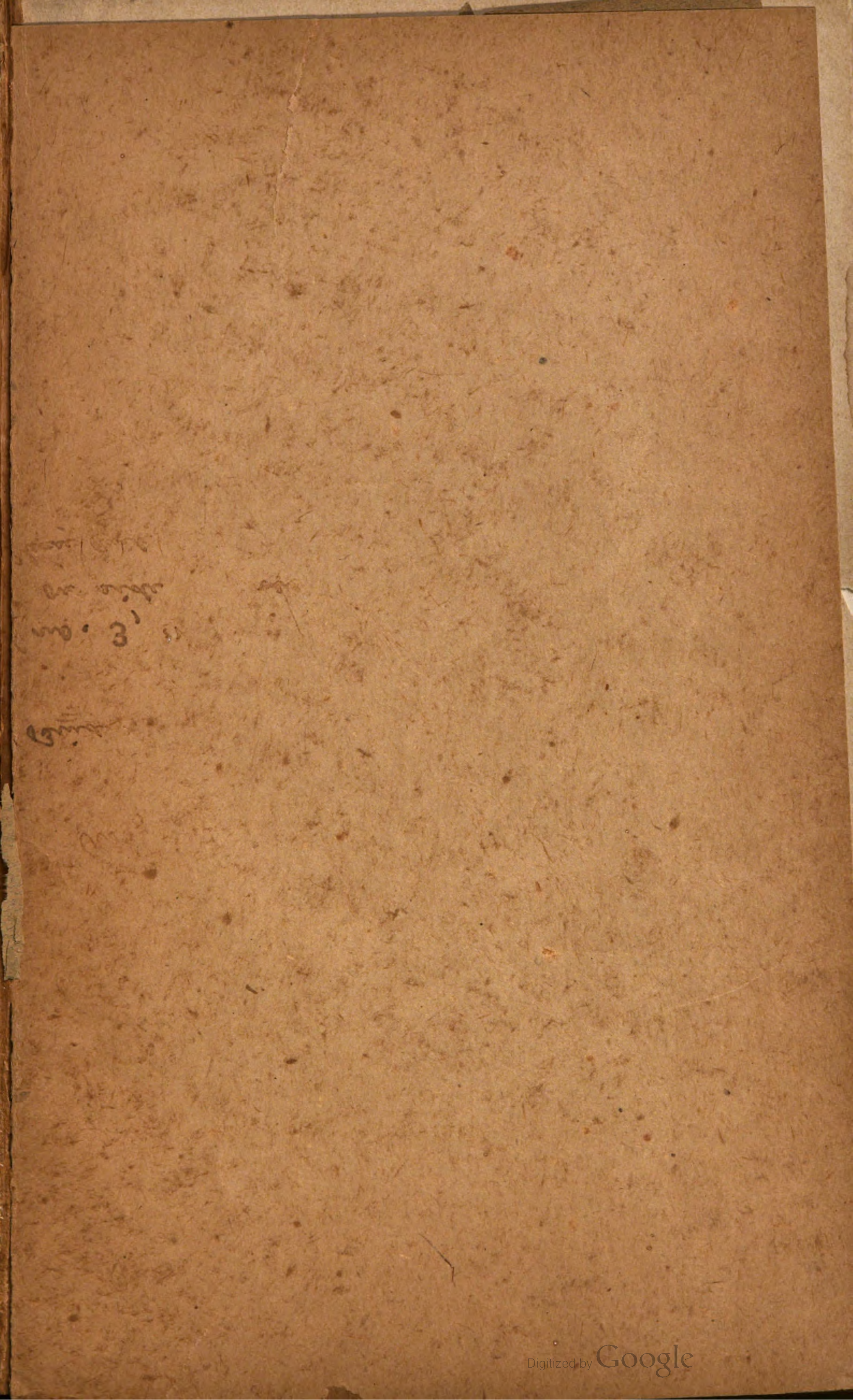


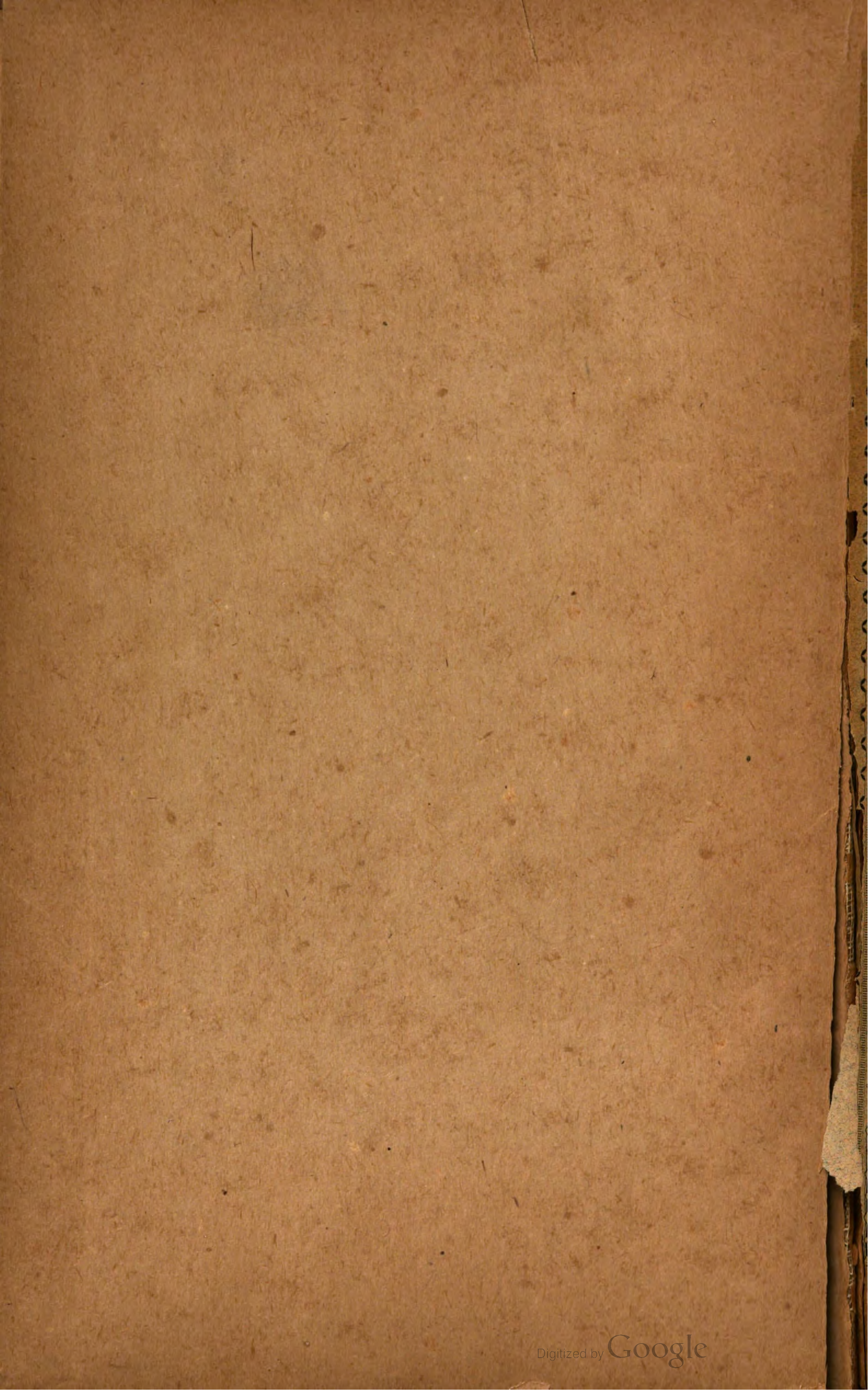
FASSBENDER

DIE

FRANZÖSISCHEN ROLANDHANDSCHRIFTEN


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





Die

französischen Rolandhandschriften

in ihrem Verhältnis zu einander

und zur

Karlamagnussaga.



Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

Philosophischen Fakultät

der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

eingereicht und mit den beigefügten Thesen verteidigt

am 5. Mai 1887, morgens 11 Uhr

von

Ludwig Fassbender

aus Burscheid.

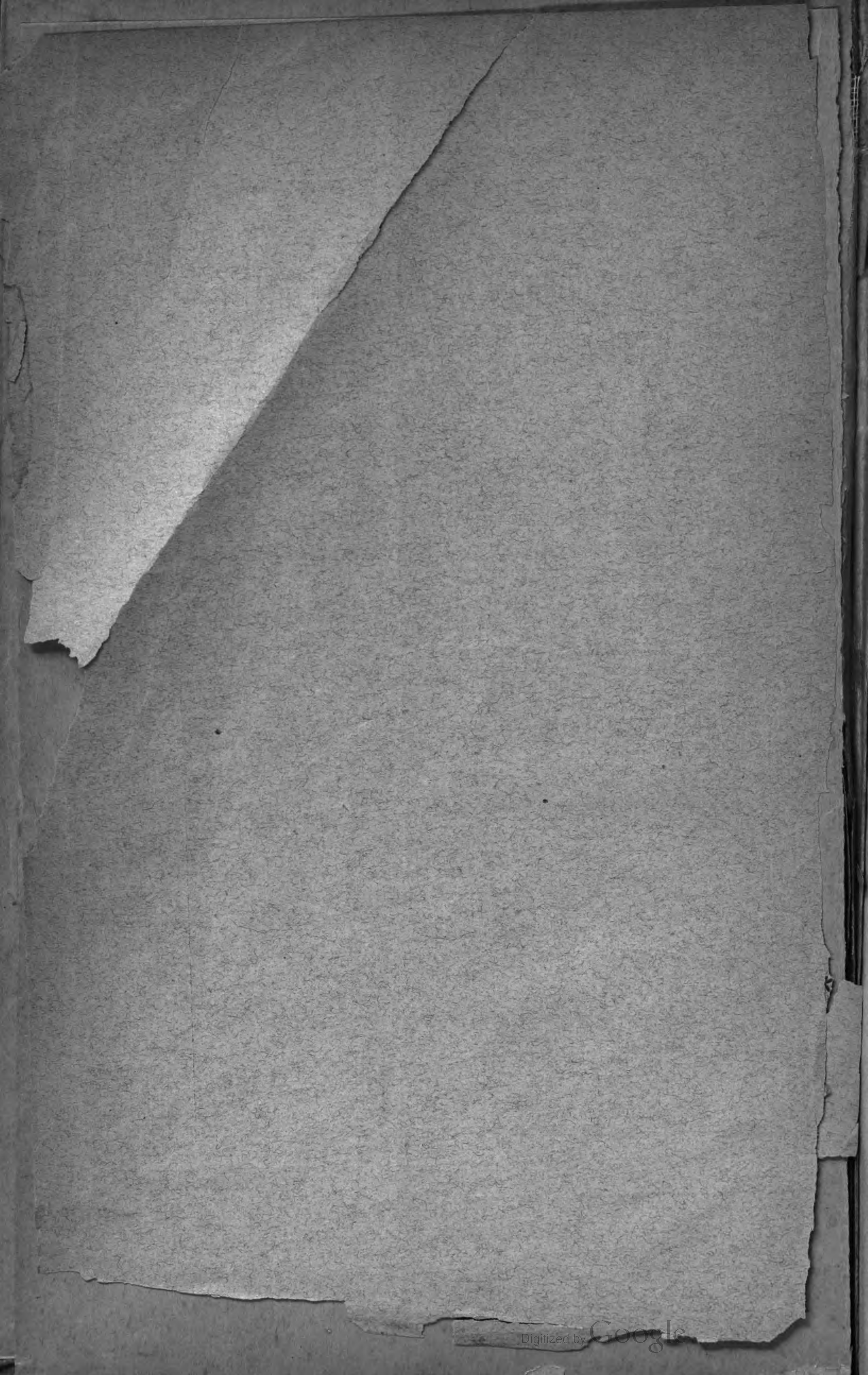
Opponenten:

Ferdinand Brück, Dr. phil.
Heinrich Röttgen, cand. phil.
Karl Meyer, cand. phil.

KÖLN,

Druck von M. DuMont-Schauberg.





Die französischen Rolandhandschriften

in ihrem Verhältnis zu einander

und zur

Karlamagnussaga.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

bei der

Philosophischen Fakultät

der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn

eingereicht und mit den beigefügten Thesen verteidigt

am 5. Mai 1887, morgens 11 Uhr

von

Ludwig Fassbender

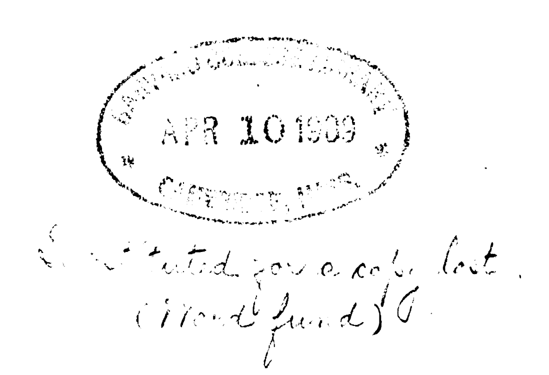
aus Burscheid.

Opponenten:

Ferdinand Brück, Dr. phil.
Heinrich Röttgen, cand. phil.
Karl Meyer, cand. phil.

KÖLN,

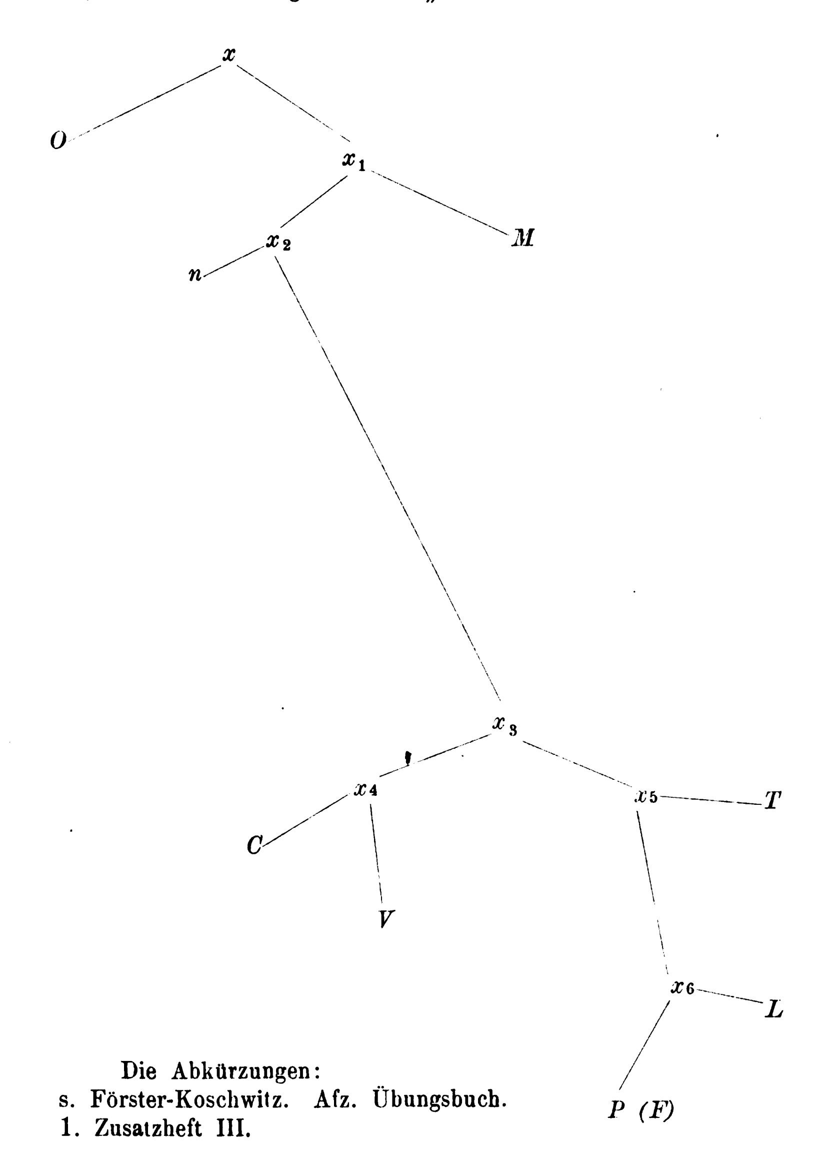
Druck von M. DuMont-Schauberg.



Dem Andenken meines Vaters.

Der aufzustellende Stammbaum.

Vergl. S. 25. „C 100—P 71“.



Die Abkürzungen:
s. Förster-Koschwitz. Afz. Übungsbuch.
1. Zusatzheft III.

Einleitung.

Eigentümlich mutet uns die Untersuchung an, ob wohl Turoldus der Verfasser des Rolandsliedes sei, nachdem wir die ganze Entwicklung der Dichtung, soweit sie zu verfolgen ist, übersehen und daneben die besondere Beschaffenheit, den eigenen Charakter derselben, namentlich in den älteren französischen Handschriften betrachten. Kaum noch einem Zweifel kann es unterliegen, dass über unserem Stammbaum eine wirkliche Entwicklung steht, ähnlich derjenigen, die wir vor uns haben: Aus Quellen mancherlei Art und aus verschiedenen Zeiten stammen die einzelnen Teile derselben. Nur über das Wie dieser Entwicklung, namentlich über die Ausfüllung der Lücke zwischen jenem Fünkchen historischer Wahrheit, das im Rolande steckt, und der ersten dichterischen Grundlage der Chanson, „dem Original", ist zu streiten und wird gestritten. Interessant ist die Aufklärung dieser Entwicklung, weil sie uns die Entstehung eines Volksepos zeigt, wichtig ist sie für unsere Untersuchung, weil wir nach dieser Entstehungsgeschichte einen Schluss auf die gemeinsame Vorlage x unserer Handschriften wagen müssen, nach deren Beschaffenheit wir namentlich unserem Ms. M einen andern Platz im Stammbaum anzuweisen haben. Möge das Folgende das Bild der Rolandsentwicklung zeigen, wie es sich mir bei meiner Arbeit ergeben hat.

Die erste Grundlage unserer *Chs.* wird wohl so gelegt sein, dass ein Jongleur sich des Stoffes, der in der durchaus einfach verlaufenden Volkssage erhalten war, und zwar, nach der Popularität der Sage zu urteilen, in kurzen sangbaren Liedern,*) bemächtigte und ihn ebenso einfach im Verlaufe, wie er ihn fand, ohne alle grösseren Zusätze vortrug und so, wie man sich allein denken kann, dass in späterer Zeit die *Chs* d. g. wirklich vorgetragen worden sind: Der Jongleur klebt nicht am Worte. Wohl mochte er

*) Dass Taillefer ein Stück des Rolandsliedes in der Schlacht gesungen habe, ist wohl eine ziemlich unmögliche Annahme.

vieles seinem Gedächtnisse einprägen und mochten bei ihm gewöhnlich auch die Hauptzüge dieselben sein, im übrigen steht er frei über seinem Stoffe und trägt vor, wie es ihm gerade in den Mund kommt. Die jedesmalige Schilderung ist der gerade vorliegenden Situation angepasst, ohne ängstliche Rücksichtnahme auf etwa sich ergebende Widersprüche mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden. Der augenblickliche Einfall gibt die einzelnen Momente, die sich von der Gesamtsage, wie sie fest im Volke lebt, abheben. Dabei war nichts oder nur wenig aufgeschrieben. Was nicht im Gedächtnis haftete, wurde improvisiert. Die Improvisation fand bedeutende Förderung in der Leichtigkeit der Assonanz, in der Länge der Zeile, welche ohne Enjambement in jeder einen Gedanken für sich aussprechen liess, in der Langsamkeit des gesanglichen Vortrages und in der Masse der „epischen Beiwörter“, der Gemeinplätze, die dem Vortragenden zu Gebote standen. Was dabei die Tiradeneinteilung anbelangt, so mögen einzelne unwichtigere zusammengezogen oder ausgelassen, inhaltreichere dagegen erweitert worden sein. — Daher das eigentümliche Nebeneinander der einzelnen Teile, die scheinbare Unruhe und Aufregung des Gedichts (Graevell. Die Charakteristik der Personen im Rolandsliede. S. 44.), hier, wo wir es doch aufgeschrieben vor uns haben und jedenfalls viel sorgfältiger bearbeitet und geordnet, wie es im mündlichen Vortrage sein konnte. Um diesen Kern, als der natürlich Niederlage und Tod Rolands anzusehen ist, der aber später mit dem andern noch erweitert wurde,*) setzten sich dann krystallinisch, da der Stoff allgemein aufgegriffen wurde, die verschiedensten Ausschmückungen, es kam hinzu der Verrat Ganeluns, und zwar mit Marsilie, die Absendungsscene, die Abmachung des Verrats mit Blancandrin, endlich wohl zuletzt der Baligant. Mit dieser Erweiterung nach aussen ging die innere Erweiterung in kleinen Scenen und Zusätzen Hand in Hand. Nachdem der Roland aufgeschrieben war, kam noch manches hinzu, was durch Schreibversehen hineingebracht wurde, und manches Absonderliche, mancher Zusatz, der später ausgesponnen wurde, ist ihnen wohl zuzuschreiben. Damit haben wir das Original des Rolandsliedes, und eigentlich kein Original und lauter Originale. In fast allen bisherigen Untersuchungen über unsere Dichtung wird von Original, Echtheit, Fehler gesprochen, gerade so, als ob wir eine Dichtung vor uns hätten, die, vielleicht mit Ausnahme des Baligant, von einem Dichter nach einem einheitlichen Plane verfasst worden, dann allerdings mit mannigfachen Abweichungen auf uns gekommen sei, und dahinterstehend gedacht immer das Original, das durchaus „echt“ ist und

*) Sollte es blosser Zufall sein, dass hier eingangs die Zeilen *O* 703 und 704 stehen? Vergleiche Zeile 1 und 2609 eingangs Baligant.

das all diese Fehler der Logik u. s. w. nicht gehabt haben kann. Darüber, wie man sich eigentlich das Original des Rolandsliedes zu denken hat, haben sich wohl nur wenige eine klare Vorstellung gemacht, wenn auch spätere Kritiker, der spätere immer mehr wie der frühere, Zusätze, Bearbeitungen u. s. w. darin finden.

Auf das Original können wir doch nur zurückschliessen aus unserer Stammbaumreihe, die selbst voll der gröbsten Widersprüche und Unebenheiten steckt. Vollständig undenkbar und unmöglich ist, dass über ihr ein Original steht, an das wir unsern Massstab für ein solches legen können. Nehmen wir die Widersprüche aus dem Rolandsliede, fällt es selbst auseinander. Wäre es auf Grund der Überlieferung möglich,*) wirklich die Vorlage unserer Handschriften zu erhalten, wir würden ein Ähnliches bekommen, wie wir es ungefähr in *OM* vor uns haben; wir würden damit eine Variation des Rolandsliedes mehr besitzen, die am Ende vorgetragen worden ist, aber etwas Besseres nicht. Würden wir noch höher hinaufsteigen können, wir würden auf Zwischenstufen stossen, die quantitativ kleiner wie unsere Fassungen, nicht so erdrückt unter der Masse der Gemeinplätze, vielleicht auch im Verlaufe etwas rascher, kräftiger in ihren Zügen wären, aber sonst im ganzen mit denselben Widersprüchen, wie wir sie in unseren Handschriften wiederfinden; in den Einzelheiten, Zahlen u. s. w. vielleicht mit noch grösseren, also voller „Fehler“.

Rekonstruieren können wir nur, was zu einer Zeit wirklich so ungefähr wenigstens dem Volke vorgetragen worden ist, und nur das dürfen wir im kritischen Texte erstreben, wollen wir nicht Anspruch auf den Titel eines altfranzösischen Jongleurs erwerben. Eine jede Handschrift bietet uns ein solches, das wir sprachlich möglichst rein herstellen können, dem wir vielleicht mit Hülfe der übrigen Überlieferung das eine oder andere hinzufügen müssen, weil es durch Schreibernachlässigkeit ausgefallen ist; aber auch dann haben wir immer nur eine Variation dessen, was der Jongleur vorgetragen hat. Also nicht ein kritischer Text des Rolandsliedes ist zu geben, sondern der einzelnen Handschriften; am besten wohl die Müllersche Art der Rolandbearbeitung, die das ungeteilteste Lob verdient, vielleicht mit weitergehender Benutzung des gesamten Materials, nachzuahmen.

Dass ein Jongleur den Roland, so wie wir ihn besitzen, auch nur annähernd so vorgetragen habe, ist undenkbar. Sollte er ihn so auswendig gewusst haben mit all diesen unter sich unzusammenhängenden Zeilen und endlosen Gemeinplätzen, wir müssten ihn, wenn er auch nichts Anderes verstanden hätte, wie den Roland vorzu-

*) S. Litt. Zentralblatt vom 1. Januar 1886, Pakschers Recension von Professor Förster.

tragen, für einen Gedächtniskünstler erklären, selbst wenn wir annehmen, wie das wohl sicher ist, dass er sein Ms. mit sich trug und in einer Pause des Vortrags, nicht nur unterwegs einmal hinein sah. (S. unsere Handschrift *M* Zeile 3. Dass wir den Jongleur immer nur vortragend abgebildet sehen, ist nicht zu verwundern.) Das dunkle *aoi*, mag es gedient haben, wozu es will, hatte doch auch nur Wert, wenn er es vor sich hatte, oder er hätte dessen Stelle auch auswendig wissen müssen. Der Jongleur musste aber noch ganz andere Künste verstehen und sicher trug er auch nicht allein den Roland vor. Auch damals würde die Dichtung schwerlich dankbare Zuhörer gefunden haben, wenn sie so vorgetragen worden wäre, wie sie in den Handschriften steht.

Um so bei einem kurzen Überblick möglichst alle Gedanken, die er vortragen konnte, beisammen zu haben, musste dem Jongleur daran liegen, ein möglichst vollständiges Manuskript zu besitzen, und diesem Wunsche der Vollständigkeit mag der grösste Teil der Wiederholungstiraden sein Dasein verdanken. Dem könnte widersprechen, dass wir vermieden sehen, auch zwei aufeinander folgende Wiederholungstiraden nicht gleich assonieren zu lassen. Nur ein Beispiel haben wir dazu *O* 537 *M* 446, wo offenbar die darauf folgende Tirade eine Bearbeitung dieser in eine andere Assonanz darstellt. Der Jongleur mochte damit auf alle Fälle gerüstet sein wollen. Das Vorhandensein des andern Teiles der Wiederholungstiraden wird wohl dem Umstande zuzuschreiben sein, dass der Jongleur doch die Dichtung immer noch in Abschnitten vortrug und er zu Anfang eines neuen Abschnittes das Vorhergehende kurz skizzieren musste, wenn er sonst auch wie unser Roland brüsk in der Handlung einsetzen konnte, da der Stoff so bekannt war. (Dieser Wunsch der Vollständigkeit mochte vielleicht verstärkt werden dadurch, dass der Jongleur doch umherzog und vor Leuten vortragen musste, die verschiedene Dialekte redeten, wo er sich veranlasst sah, sich diesen einigermassen anzupassen, namentlich in der Assonanz. Dadurch würde sich erklären, dass wir vermieden sehen, Repetitionstiraden auf e i n e Assonanz ausgehen zu lassen. Dass wir keinen sprachlichen Unterschied zwischen den einzelnen Wiederholungsstrophen zu finden vermögen, spricht nicht dagegen. Sind wir bei der Unmöglichkeit der genauen Wiedergabe der Aussprache in der Schrift doch ausserstande, andere als die gröbsten sprachlichen Verschiedenheiten zu erkennen.)

Diese Entwicklung der Chs. und die jedesmalige Schilderung eines Charakters, einer Situation ad hoc erklären leicht alle Widersprüche des Rolandsliedes, jene die grösseren, ohne welche der Roland überhaupt auseinander fällt, diese die kleineren, die durch eine leichte Änderung hinausgebracht werden können ohne dem Ganzen zu schaden, d. h. Widersprüche in Zahlen, kleinere Differenzen

der Charakteristik der Personen u. s. w. (Derartige Widersprüche können natürlich nicht dazu dienen, Teile des Rolandsliedes voneinander zu sondern.) Aber ich glaube nicht, dass wir das Recht haben, auch nur einen von ihnen hinauszubringen, da wir sie ganz wohl dem „Original“ zuschreiben dürfen, d. h. dass sie und daneben noch ganz andere vorgetragen worden sind. Bedenken wir die Abfassungszeit des Roland, ferner, dass er durchaus bestimmt war, nicht gelesen, sondern mündlich vorgetragen zu werden, vorgetragen vor durchaus unkritischen Zuhörern, welche nur von Begeisterung und Verehrung für den Helden beseelt waren, wo noch dazu Musik, Gesang u. s. w. den Geist von den Einzelheiten ablenkte, so kann daran kaum noch ein Zweifel bleiben, wenn man obendrein erwägt, dass die Zuhörer wohl ohne Ausnahme von Jugend an mit dem Stoffe vertraut waren. Die Vorgänge, welche das Gedicht schildert, waren ihnen so bekannt und geläufig, dass es keinem einfiel, darin irgend etwas Unpassendes zu finden. So kann Ganelun *O* 585 ff. dem Marsilie versprechen, dass Roland mit 20 000 Mann in die Nachhut soll. Prof. Stengel wird sagen: Ganelun wusste irgend einen Weg, auf dem er die Paire zu diesem Plane bestimmte, und ihnen musste Karl folgen, oder das war so damalige Taktik. Solche Art der Rolandsauslegung ist durchaus unstatthaft. Das Versprechen ist hinzugesetzt worden, nachdem der Verrat schon lange in der Dichtung gestanden hatte. In der Scene selbst ist doch als ganz zufällig dargestellt, dass Roland zurückgelassen wird, und noch zufälliger mit 20 000 Mann, da Karl ihm doch sein halbes Heer geben will und Roland ganz aus eigenem Antriebe bloss 20 000 Mann wählt. — So kann Ganelun in *MCV* sogar den Tod Rolands beschwören (in *O* 605 ff. bloss den Verrat), da er ja doch zustande kommt, ja *n* 311^{31} kann sogar den Marsilie sagen lassen: ich werde dir mein Wort verpfänden, Roland zu töten, wenn ich auch in der Schlacht falle (ad B b.). Ich halte dieses für keinen Zusatz oder kein Missverständnis des Übersetzers. Marsilie konnte dies versprechen, weil es ja doch so kam und sich dadurch jeder, weil er dies wusste, über die Unwahrscheinlichkeit, die in einem solchen Versprechen lag, hinwegsetzte. Interessant ist, was Ottmann (Die Stellung von V^4 in der Überlieferung des afz. Rolandsliedes, Heilbronn 1879) zu *O* 605 herausgetiftelt hat. Sein Streben, die Widersprüche im Rolandsliede leugnen zu können, veranlasst ihn zu ganz unglücklichen Spekulationen.

Nur so ist zu erklären, dass in verschiedenen Teilen der Dichtung ganz deutlich ausgesprochen wird, dass Ganelun Verrat geübt hat, ja, dass sogar von den Geschenken gesprochen wird, die er dafür erhalten. (s. Dietrich in Vollmöller, Rom. Forschungen, I. 33, dazu *P* 293^{41-46}, *M* 4834 ff.), und dass doch keine Vorkehrungen getroffen werden, wie Dietrich a. a. O. meint. Es ist dabei nicht

mit Dietrich zu fragen, warum denn keine Vorkehrungen getroffen werden, sondern: Wie konnte man in den Zusätzen von Ahnungen, Träumen u. s. w. so weit gehen, da doch Roland verraten werden musste, man also keine Vorkehrungen treffen durfte?

Man vergleiche dazu die „Entwicklung“ der Chs. in der Zahl der Schlachten:

1) *O* 589 und 592 = *MCV*. Ganelun sagt, Marsilie müsse zwei Schlachten gegen Roland schlagen. In der zweiten soll dieser umkommen. *n* 311^{21-27} Marsilie soll drei Schlachten schlagen; vergl. *n* 328^{19}. „Nun beginnt ein zweiter Kampf.“ *n* 332^{5-10} Anfang des dritten Kampfes. *n* hat die Schlachten genauer abgeteilt, sonst aber genau dasselbe wie *OM*.

2) *P* 61^{7-8} *par II batailles se le poonz mater* (*ne* einzusetzen)
III en ferai sel uolez creanter.
= *M* 1456 *ff*. *T* 51, *C* 158 *V*.

3) *O* 1686—87 = *MTC* (*L* 49^{9} verdorben, *Pn* fehlen) Vier Schlachten sind gut für die Franzosen abgelaufen, aber die fünfte gereicht ihnen zum Verderben. Auch Konrad und Stricker haben fünf Schlachten, s. Grimm, Ruolandes Liet CX.

4) *C* 195^{20} *V en Rencevals o li chaples fu grans*
auvit vencues VII batailles Rollanz.

Bei weiterer Entwicklung hätte Ganelun dem Marsilie vielleicht gesagt, dass er sieben Schlachten zu schlagen haben würde.

Eine dieser „Entwicklungen“, die teils noch vor sich gegangen sind in der Zeit, aus der unsere Handschriften stammen, scheint mir die Ursache meines Missverstehens von *O* geworden zu sein.

O 1807 Esclargiz est li vespres e li jurz.

M 1911 Decline est li vespra e li çor.

Beide scheinen mir durchaus an kein Wunder zu denken. Gautier lässt wohl mit Recht gegen Müller, wenn die Zusammenstellung auch nicht so recht zu passen scheint, die handschriftliche Lesart stehen und übersetzt *voici le jour*, hat dabei wohl das Wunder im Sinne, das *C* 194, *P* 99 u. s. w. dazu gesetzt haben und das später ja ähnlich wiederkehrt. (Vergl. *O* 2458, *M* 2576—2610) *O* 1807 ist hier eben eine Flickzeile, wie ihrer soviele vorkommen. *(O 157 Bels fut li vespres et li soleilz fut clers.)*

Kaum anders als durch eine wirkliche Entwicklung des Rolandsliedes ist zu erklären, warum die Stelle *O* 994—1058, wo in der Nachhut zuerst die unermesslichen Scharen der Feinde auftauchen, nicht wirkungsvoller hervortritt. Was für eine Scene hätte der „Dichter“ hier schaffen können; aber es geht in demselben Tone weiter, in dem erzählt wird, wie das Heer sich wappnet. Man wende nicht ein, dass dies ja durchaus dem Charakter des Epos

entspricht. Ein Dichter, der das Ganze nach einem Plane schuf, hätte die lebhafte Überraschung Rolands und seiner Genossen nicht so übergehen können, wie es hier geschieht. Die Erklärung: Die Entwicklung geht von der Rolandsschlacht aus, die Heiden müssen erscheinen, und jeder weiss, dass sie erscheinen, ist zudem noch durch Träume, Ahnungen darauf vorbereitet. Der Jongleur überträgt sein eigenes Wissen auf Roland, und dieser wie seine Genossen benehmen sich, als ob es wirklich so sein müsste.

Auf eine Entwicklung deutet die verschiedene Motivierung des Verrats Ganeluns, welche in allen Bearbeitungen, ja, allen Handschriften schwankt, und zwar durch alle Nuancen vom Hasse gegen Roland bis zur Bestechung, bis zur Liebe Bramimundens, bis zur Furcht, dass Roland ihn weggeschickt, *un ime daz erbe werde,* s. Grimm a. a. O. 732. Man sieht wie die Entwicklung weiter gehen konnte. Wohl kaum, dass in älterer Zeit möglich gewesen wäre, selbst nicht den Ganelun dem Helden Roland so etwas zumuten zu lassen. Ein Dichter, der das Gedicht von vorn schuf, würde doch sicher eine Begründung gefunden haben, die wirklich eine war. Die, welche die Chs. vortrugen, haben die Verlegenheit gefühlt und der eine dieses, der andere jenes eingesetzt, je nachdem es gerade dem Geschmack eines jeden zusagte.

Nur durch späten Zusatz der Abmachung des Verrats zwischen Blancandrin und Ganelun auf dem Wege nach Saragossa erklären sich die merkwürdigen Scenen: Ganelun vor Marsilie. Sicher deutet auf diesen älteren Bestand *O* 511.

La purparolent la traïsun seinz dreit,

wozu *M* 417 sicher die ältere Fassung hat:

Or so começa la traixo in dreite.

Wirklich interessant ist, was Ottmann S. 25 zu *O* 425 wieder für einen „schlauberechneten Plan“ herausgebracht hat.

Durch die Annahme der Entwicklung erklärt sich sehr gut die Stelle, wo Roland von Ganelun vorgeschlagen wird, um in der Nachhut zu bleiben, und dieser dann zornig wird. *O* 751 und 761. Es kann nur folgendes vor sich gegangen sein. Der Jongleur, der die Scene überhaupt dazu setzte, übertrug sein Gefühl des Hasses gegen Ganelun auf Roland, und indem er nicht bedachte, dass Roland durchaus keinen Grund dazu hatte, liess er ihn bei Nennung seines Namens zornig auffahren. (*O*-Tirade 761; *T* 751 fehlte noch.) Zudem ist diese Scene ja eine Parallelscene zu der Wahlscene Ganeluns, wo auch, wie es mir scheint, Basan und Basilie erst später zur Begründung der Abneigung Ganeluns zu der Sendung eingefügt sind. (Daher auch das merkwürdige Verhältnis dieses Abschnittes, das gänzliche Vergessen des Algalifen bei Abmachung des Verrats mit Marsilie, das so merkwürdig dastehende diesbezüg-

liche einfältige Anlügen Karls von Ganelun.) Darauf folgt dann ganz richtig die Rede des Naimes an den Kaiser *O* 777 = *MCV*.
Li cuens Rollanz il est mult irascuz.

Einem späteren, objektiveren Bearbeiter fiel es aber ein, dass Roland seinem Charakter gemäss für den Vorschlag zu dem gefährlichen Posten eigentlich doch dankbar zu sein hätte, und so kam Tirade *O* 751, die auch in *MCV* steht, hinzu. (*n* 314[21] hat eine merkwürdige Verbindung.) In einer Vorlage der einen Redaktion wurde die alte unpassende Strophe weggelassen; dieselbe blieb aber als Tiradenrest in *O* 761—765 und in ihren Konsequenzen auch in den jüngeren Handschriften in obiger Rede des Naimes *O* 777.

Deutlichere Beweise für das allmähliche innere Auswachsen des Roland sind wohl kaum zu wünschen, aber mit ihnen wäre es vielleicht noch immer möglich, dass die erste Anlage eine einheitliche gewesen sei, die aber später verdorben ist. Wir müssen grössere Widersprüche suchen, um dies verneinen zu können. Das Beste, was über diese Widersprüche geschrieben ist, ist wohl: Laurentius: Zur Kritik der Chs. de Roland, s. Stengels Recension: Jen. Litt.-Ztg. 1877 Nr. 10. Mag Laurentius etwas feinfühlig bei seinen Ausführungen zu Werke gegangen sein, Stengel ist im Unrecht, wenn er sagt: „Freilich die Mehrzahl der Widersprüche, die Laurentius anführt, sind gar keine und finden sich deshalb auch in den übrigen“. Widersprüche sind im Rolandsliede nicht zu leugnen, sie müssen sich aus dem Verlauf der Handlung ergeben. Deshalb sind sie in allen Handschriften, und das zeigt im Verein mit dem besonderen übrigen Charakter der Dichtung, dass sie aus verschiedenen Stücken aneinandergefügt ist. Was Laurentius S. 36[2] für *O* annimmt, gilt für die Chs. de Roland überhaupt. („Die Chs. d. R., wie sie in *O* vorliegt, bildet kein einheitliches Ganze.“) Und für Laurentius repräsentiert ja *O* die ganze französische Chs.; namentlich den fremdsprachlichen Redaktionen gegenüber ist das Seite 1 bei ihm Ausgesprochene richtig: „Zur Lösung dieser Widersprüche bieten die übrigen Handschriften keinen Anhalt, da sie ja auf Redaktionen des Gedichts beruhen, die von der, welcher *O* zu Grunde lag, nur in unwesentlichen Punkten abwich und dieselben Widersprüche wie diese haben.“ Ein Mittel, diese Widersprüche zu lösen, bietet nur die Annahme der „Entwicklung“ der Rolandsdichtung.

Auf einem vollständigen Verkennen der Rolandsdichtung scheint es mir zu beruhen, wenn Professor Stengel a. a. O. Laurentius vorhält: „Wo steckt der Widerspruch zwischen *O* 18 *f.* und 564 *f.*, wenn sich noch dazu aus der Vergleichung der Handschriften ergibt, dass nach Zeile 13 an der Beratung nicht 20 000, sondern 100 000 Sarazenen teilnehmen? Nicht an der Masse, sondern an der Feldtüchtigkeit seiner Truppen verzweifelt Marsilie.“ Prof. Stengel ist zu erwidern:

1. Nicht nach Vergleichung der Handschriften ist doch vorgetragen worden, sondern nach der einheitlichen Handschrift *O*, und zwar nach ihr am sichersten. (Cf. Stengel, Genauer Abdruck der Oxforder Hs. Digby 23, VI, Zeile 19 ff.)
2. *O* 565 sind aus den 100 000 der anderen Handschriften schon 400 000 Mann geworden, die Marsilie zur Verfügung stehen. (S. ferner *O* 410, wo ebenfalls 20 000 Sarazenen den Marsilie umgeben. Freilich können wir hier ja wieder 100 000 einsetzen oder es können 80 000 unterdessen fortgegangen sein.) Auf jeden Fall kommen wir hier nicht um einen Widerspruch herum. Zudem ist Stengels Auslegung zu rationalistisch spitzfindig, als dass sie annehmbar wäre. Die beiden Stellen müssen in Widerspruch stehen, mögen wir sie nach den verschiedenen Handschriften drechseln, wie wir wollen.
   a) Eingangs der Chs. Marsilie ist in der grössten Verzweiflung. So ist er dargestellt und so muss er dargestellt werden; wie würde er sich sonst gedrungen fühlen, mit Karl zu unterhandeln.
      O 13. Envirun lui ad plus de vint milie humes.
      O 18—19. Jo nen ai host qui bataille li dunget.
      Ne n'ai tel gent qui la sue derumpet.
   b) Dann aber *O* 564
      Jo ai tel gent, plus bele ne verreiz.
      Quatre cenz milie chevaliers puis aveir;
   dann noch die Frage an Ganelun:
      Puis m'en cumbatre a Carle et a Franceis?

Hier muss doch die gewaltige Rolandsschlacht folgen und Marsilie doch so kräftig wie nur möglich dargestellt werden, um die Thaten des Nationalhelden zu zeigen, die doch nur einem starken Gegner gegenüber möglich sind. Unmöglich ist hier *bele* anders als im allerlobendsten Sinne für die Truppen des Marsilie zu verstehen; nicht allein glänzend, sondern tapfer, tüchtig. Man sehe dazu doch *O* 848—859 die glänzende Schilderung der Versammlung des Heeres des Marsilie, die doch, besonders 848 aber, in direktem Widerspruch mit der Eingangstirade steht.

Der Widerspruch ist unbedingt durch die Lage der Verhältnisse gegeben und deswegen müssen wir ihn auch in den anderen Handschriften finden.

M ist = *n*. *M* 18. Hier sehen wir gleich 100 000 Mann um Marsilie versammelt. Dann bleiben aber, und ich sehe darin ein absichtliches Auslassen, die *O* 18—19 entsprechenden Zeilen aus, ein Zeichen, wie viel der Jongleur seinen Zuhörern zumuten durfte. Hätte er sie gesetzt, würde der Verlauf gewesen sein: Karl hat ganz Spanien erobert, Marsilie in grossen Nöten, um ihn

100 000 Mann (doch immer schon ein starkes Stück), dann müsste er sich mit *O* noch obendrein beklagen, dass er keine Leute hätte, ihn zu verteidigen. Das lässt er aber aus und fährt *M* 24 fort:

Garenta me da mort et da grande onte.

Sonst ist *M* und *n* gleich *O*, nur lässt *n* an der zweiten Stelle die bestimmte Zahl aus. (*n* 307^{29} alle Heiden.)

CV-Tiraden 2 und 50. Sie haben eigentlich noch die beste Fassung, aber auch den Widerspruch stillschweigend. Es ist nicht anders möglich: Die Chs. stellt keine einheitliche Anlage dar, sondern der 1. Teil ist ein Zusatz zur Rolandsschlacht.

Zwar verhehle ich mir nicht, dass sogar in den Werken unserer klassischen Schriftsteller Widersprüche sich finden, die sich mit obigen fast vergleichen lassen.

Wallensteins Lager, 2. Auftritt:

Meinst du, man hab' uns ohne Grund
Heute die doppelte Löhnung gegeben?

11. Auftritt: Hat man uns nicht seit 40 Wochen
Die Lösung immer umsonst versprochen?

Berühmt wegen seiner Widersprüche ist ja „Don Carlos“. Das schlimmste klassische Beispiel dieser Art ist aber wohl Goldsmith's Vicar. (S. Craik. A. Manual of Engl. Lit., Tauchnitz 1874, II 144 ff.) Aber mit den Widersprüchen stellen sie doch immer ein abgerundetes Ganzes dar, so dass ihre Einheit auch in späteren Jahrhunderten nie in Frage kommen kann, während wir im Rolande auf Schritt und Tritt auf Spuren des äusseren Anwachsens stossen. Nur durch die Annahme einer äusseren und inneren Entwicklung erklären sich genügend die Widersprüche mit dem ganzen Charakter der Dichtung, der scheinbaren Unruhe und Aufgeregtheit, dem eigentümlich Fachartigen, den Wiederholungen.

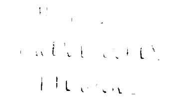
Ich weiss nicht, ob Gautier und andere Verteidiger der Einheit des Roland Anlass haben, durch diese Entwicklung den Wert der Dichtung als herabgesetzt anzusehen. Ist es doch gerade so das ganze Volk, was als Träger der Sage, der Gefühle und Ideen, die darin ausgesprochen sind, mitgearbeitet und seinen Lieblingshelden gefeiert hat. So ist die Chs. im vollsten und wirklichen Sinne ein Volksepos. Der Jongleur steht mitten im Volke und verarbeitet den Stoff, den dieses ihm zuführt. Er fühlt aus dem Anklang, den sein Vortrag beim beständigen wechselseitigen Verkehr mit dem Volke findet, am besten sicher in seiner Kasse, was von seinen Ausschmückungen und Variationen dem Charakter der Dichtung im Volke nach dem gesunden Urteil der Menge am besten entspricht, was sich dann durch all den Wust der Zusätze und Änderungen hindurcharbeitet. So gestaltet sich das Passende und Lebensfähige allmählich zusammen, so gestaltet das Volk das Epos selbst und die erhabene Schönheit, die wir an ihm bewundern. So ist

die Entstehung des Volksepos doch einheitlich in der Hauptsache, weil es doch immer einzelne Individuen sind, die den Stoff wirklich dichterisch verarbeiten. Nur so ist die Entstehung eines „Volksepos" überhaupt denkbar, und nur so ist es erklärlich, dass alle unsere Handschriften auf einen Hauptstock zurückführen.

Beim Rolandsliede sind die Verhältnisse für Verfolgung seiner Entstehungsgeschichte die denkbar günstigsten. Wir können es aus den verschiedensten Gesichtspunkten in den verschiedenen Formen nach der Zeit u. s. w. betrachten. Dass dies möglich, verdanken wir der Erhaltung so vieler Handschriften, und dies wieder der jungen Zeit seiner Entstehung, und diesem selben Umstande wieder ist es zuzuschreiben, dass dem französischen Epos der „Homer" ausgeblieben ist, der ihm die möglichst vollendete Form gegeben hat, d. h. die Form, die wir ihm gern in einem kritischen Texte geben möchten. Das Letztere allein möge den Einheitsaposteln der Dichtung Grund des Bedauerns sein.

Das Rolandslied ist einem Gebäude vergleichbar, dessen einzelne Teile, obgleich aus verschiedenen Zeiten stammend und unter sich nur lose zusammengefügt, doch erhaben schön sind, wenigstens die „echteren", die nicht gerade die ältesten zu sein brauchen.

Dass das Epos nicht Zeit gefunden hat, zu einem allseitigen Abschluss seiner Entwicklung zu kommen, das zeigt noch der Schluss mit seinen mannigfachen Abweichungen in den verschiedenen Redaktionen.



Methode der Untersuchung.

Um dafür einen Massstab zu gewinnen, was wir einem Stammbaum hinsichtlich der zwischen zwei andern Handschriften stehenden in bezug auf Verwandtschaft oder Auseinandergehen zumuten dürfen, ohne Kompilation anzunehmen, ist es noch wichtig, einen allgemeinen Einblick in das Verhältnis aller Handschriften zu einander zu gewinnen. Nur von hier aus können wir schliessen, ob die eine Handschrift in ihrem Zusammengehen mit resp. Abweichen von einer andern mehr zeigt, wie wir ihr nach jenem Verhältnis erlauben dürfen. Natürlich ist die Sicherheit der Schlüsse von den Verhältnissen aller Handschriften auf das von zwei bestimmten dadurch gefährdet, dass wir ja nicht wissen, wie oft und wie stark diese zwei jenen gegenüber bearbeitet worden sind; ferner: die Sicherheit des Schlusses von den allgemeinen Verhältnissen zweier Handschriften auf bestimmte Stellen dadurch, dass sie selbst verschieden bearbeitet sein können: der dabei zu gewinnende Massstab bleibt immer subjektiv; aber ich hoffe durch diese Betrachtung namentlich in bezug auf *M* zeigen zu können, dass seine Stellung im Stammbaum dem Verhältnis zu *OCV* entspricht, d. h. dass wir annehmen dürfen: das, was *OM* gegen die übrigen Handschriften übereinstimmend zeigt, kann zwischen x_1—x_3 geändert worden sein. (S. S. 7 ff.)

Jede unserer Handschriften zeigt gegen die andern Auslassungen, grössere Abschnitte, die teils willkürlich, wie wahrscheinlich manches in *O*, oder mit absichtlicher Vereinfachung der Erzählung (Bal. in *nL*, der 2. Aufenthalt Karls in Ronceveaux in *CV)* ausgelassen sein mögen. (Über das Verhältnis der Handschriften in den Kürzungen s. die allgemeine Charakteristik der einzelnen Handschriften, S. 4, 10, 18 ff.)

Dem gegenüber zeigen alle Handschriften das Bestreben, selbständig Zusätze zu machen, selbständig etwas Neues zu bringen, und zwar diejenigen am meisten, die am wenigsten kürzen: *CVP*. Ferner haben alle Handschriften selbständig gegen die übrigen kleinere Umstellungen in Zeilen und Tiraden.

Dieses Verhalten der einzelnen Redaktionen ist natürlich auch von den Zwischenstufen der gemeinsamen Vorlagen anzunehmen und zu erschliessen aus Gruppierungen, die die Handschriften auf der einen Seite des Stammbaumes gegen die auf der andern zeigen. Zu den willkürlichen Änderungen kommen noch unbeabsichtigte durch Schreib- und Lesefehler, die dieselbe Gruppierung hervorbringen.

Nach unserm Stammbaum*) haben wir demnach folgende Gruppierung beispielsweise zu erwarten: x (oder O) $M : x_2$ oder x $(O) : M\ x_2$ oder $x\ x_2 : M$ oder, x_2—x_3 haben eine Änderung vorgenommen, x_3 weicht von allen ab: $xn : M$ oder $x : Mn$ (wenn zwischen x—x_1 eine Änderung stattgefunden, und ebenso zwischen x_2—x_3. O darf nicht mit x_3 übereinstimmen u. s. w.).

D. h. 1) M darf und muss eine Mittelstellung einnehmen zwischen x und x_2, bald mit dem einen, bald mit dem andern nähere Berührung zeigend, je nachdem die Zwischenstufen x—x_1 oder x_1—x_2 die Vorlage geändert haben. Und ich glaube, dass wir die Grenze für das erlaubte Schwanken hier ziemlich weit stecken müssen, besonders wo wir von x mit Sicherheit nichts wissen, womit wir argumentieren können; jedenfalls ist die Grenze noch viel weiter zu stecken, als sie hier verlangt wird. Die Vorlage könnte ja z. B. zwischen $x - x_1$ noch teilweise überreimt worden, dieser Bestand teils assonierend, teils gereimt in M übergegangen sein, aber x_1—x_3 das Assonierende noch überreimt haben. Dabei würden wir, wenn wir in M nicht die deutlichsten Zeichen der Kompilation hätten, eine solche nicht annehmen dürfen.

(Geht M mit O, so haben wir anzunehmen, beide kopieren x; geht M mit x_2, so hat entweder x—O oder x—x_1 geändert. Das eine oder das andere ist nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit zu entscheiden, da wir noch das Kriterium der strengen Logik u. s. w. bei Rückschlüssen auf x entbehren. Bei der Gruppierung: Alle Handschriften gegen eine, ist immer sicher, dass die betreffende eine nach ihrer Abtrennung vom Hauptstamm geändert hat, mit

---

*) Ich habe mich bemüht, das Verhältnis der Handschriften, wie es sich mir ergeben hat, auch im graphischen Schema einigermassen zur Darstellung zu bringen. In einem Schema ist dies aber für die ganzen Handschriften nicht möglich, **da die Überarbeitung der verschiedenen Teile verschieden ist.** Die einzelnen Teile des Stammbaumes sind gleichsam dehnbar. Ist z. B. gleichzeitig zwischen $x_3 - x_4$ und x_3—x_5 ein Text überreimt worden, so rücken x_4 und x_5 natürlich weiter voneinander ab, als in den Teilen, wo beide Redaktionen einfach abgeschrieben haben. — Um die Trennung unserer Handschriften in zwei Hauptgruppen zur Anschauung zu bringen, habe ich x_3 etwas tief angesetzt. Die eigentliche Unrichtigkeit dieser Stellung von x_3 tritt namentlich da hervor, wo *TP* noch Assonanzredaktion zeigen. x_3 wäre, was das Verhältnis zu x_4 anbelangt, nicht weiter von x_2 zu stellen, wie etwa x_3 von x_4. Zieht man aber das Verhältnis der ganzen Handschriften in Betracht, so muss die Gruppierung ungefähr die unseres Stammbaumes sein.

Ausnahme von $x_1 : O$, wo es nie zu sagen ist. So bleibt es leider bei der Rld.-Kritik stets dem subjektiven Gefühle des einzelnen überlassen, was er für x annehmen will, die Leseart von x_1 oder von O. Den Stammbaum müssen wir doch aufstellen auf Grund des Handschriftenverhältnisses und nicht mit Rücksicht darauf, dass wir einen Stammbaum bekommen, „wonach einerseits dem persönlichen Dafürhalten des einzelnen Kritikers bestimmte Schranken gesetzt werden“ [s. Stengel, Jen. Litt.-Ztg. 1878, S. 632]. Allerdings thut Prof. Stengel das auch ja nicht, aber es scheint doch, als ob dieser nebenbei abfallende Nutzen einigermassen unbewusst auf die Aufstellung seines Schemas eingewirkt habe. Dann ist aber zu sagen: Nehmen wir Stengels Stellung von M an, so haben wir doch Kompilation mit der übrigen Redaktion, nicht allein für den Schluss anzunehmen, und M gilt uns ebensowenig für Schlüsse auf das „Original“ wie in der Müllerschen Stellung: Was über O hinaus in M steht, muss der andern Redaktion zugeschrieben werden. Damit sind wir doch wieder ganz in der Lage des Müllerschen Schemas.)

2) Andererseits steht aber x_2 in der Mitte zwischen x und M. Hat x_1—M eine Änderung eintreten lassen, so bekommen wir entweder die Gruppierung $x\ x_2 : M$, oder aber, x_1—x_2 hat auch geändert, und wir erhalten $x : x_2 : M$. Für x_2 kann hierbei aber immer x_3 eintreten, wenn x_2—n, x_4, wenn x_3—x_5 geändert haben, oder x_5, wenn x_3—x_4 eine Änderung vorgenommen haben. Es kann dabei sogar die Gruppierung $O\,P : M : n : x_4 : T : L$ vorkommen. Jedes Glied von M an darf noch zu $O\,P$ treten, jedes folgende aber immer nur mit dem vorhergehenden zusammen. Von den innenstehenden dürfen sich keine zusammengruppieren. Natürlich werden wir erwarten, dass die sich zunächststehenden Handschriften die meiste Verwandtschaft miteinander zeigen, die angenommene Gruppierung also die seltenste ist.

Auch dem Zufall haben wir noch eine gewisse Rolle zuzuschreiben. Bei der grossen Freiheit, mit der alle Handschriften mit ihrer Vorlage umspringen, ist erklärlich, dass zwei Handschriften, die ziemlich entfernt voneinander stehen, auf dieselbe Wendung, denselben Gemeinplatz treffen konnten, die den übrigen fehlen. Übereinstimmungen in einzelnen Zeilen von nebeneinanderstehenden, wenn auch nicht unmittelbar nebeneinanderstehenden Handschriften sind gar nicht anzuführen, da sie sich durch die Stellung und das Verhalten der Handschriften erklären. Natürlich darf sich in beiden Fällen keine Konsequenz zeigen.

Dem Zufall sind folgende Fälle zuzuschreiben. *O 887* = *n 318*[6]: Marsilie soll seinem Neffen 12 Paire geben, um gegen Roland und die 12 Paire kämpfen zu können, die Zahlen sind richtig. Auf beiden Seiten stehen 13.

Aber *M 830* = *C 77 V*[4] : Marsilie soll ihm 11 Paire geben.

Es ist anzunehmen, eine Vorlage von *M* und eine von *CV* haben, jede selbständig, vergessen, dass Roland der 13. ist, und deswegen hier 11 eingesetzt. Da die 12-Zahl doch das gewöhnlichere ist, scheint mir dieser Vorgang ziemlich leicht gewesen zu sein. (S. Golther, das Rolandslied des Pfaffen Konrad, S. 98 zu *O 877*. Nicht „richtiger ist die von V^4 (VV^7) genannte »elf«“, aber sein Schluss bleibt bestehen, bloss dreht sich das Verhältnis um.)

T 270^4 = *L* 147^8 falsch: *ce est Rollant.*

C 367 V^{10} *P* 297^{10} *M 4951 cest Charllemene.*

M 4841 L 144^2 *C 364* V^2 *qui li agree*

P 294^2 *T afeutree*

M 5376 L 168^1 *Naimes. P* 319^1 *CVT Girars.*

O 1937 ferez = VTLP; M 2061 sconeç, C 206^7 *seignez.*

M.

Der allgemeine Charakter.

M besteht aus zwei grösseren, auch äusserlich geschiedenen Teilen *1)* M_I. *ed. Kölbing* 1—3846, assonierend.

Der letzte Schreiber hat das wenigste von dem verstanden, was er schrieb, und an vielen Stellen die Ass.-Wörter einfach zu Reimen umgeschrieben. Dieser Teil geht ziemlich genau mit *O* 1—3675. Besonders zu bemerken ist, dass *M* zwischen 113—381 ziemlich stark gegen *O* x_2 kürzt, daher es auf 324 Zeilen gegen *O* etwas über 100 Zeilen weniger hat. *O* 122 = *M* 113. *O* 485 = *M* 381. Dabei sind noch die +Tiraden *M* 283—299.

Was den Charakter der Auslassungen betrifft, so sieht man, dass es absichtlich gemachte, verständige Kürzungen sind. So lässt *M* zwischen 119—126 die Aufzählung der Geschenke aus, welche noch kurz vorhergeht (s. *M 34 ff.*). Hier vor Karl sollten sie eigentlich nicht fehlen. *O* 139—179 fehlt in *M*: Karl lässt nach Ankunft der Boten erst eine Nacht verstreichen; in *M* folgt gleich die Beratung. — Auch in den späteren Teilen hat *M* einzelne Kürzungen. Ganelun trägt in *O* 425—440 und 468—484 seine Botschaft zweimal vor. Davon ist das zweite Mal in *M* ausgelassen hinter *M* 380. Sonst nimmt *M* von 324 an ziemlich an Umfang zu und hat sogar eine Reihe von +Tiraden mit x_3. — Die Assonanzen und der ganze Charakter von M_I lassen es viel näher mit *O* verwandt erscheinen als mit *C V*. Wir haben zwei Gruppen von Handschriften *OMn : CVTLP(F)*.

2) M_{II} 3847—6012. Ist vom Kopisten viel besser verstanden wie der erste Teil und dadurch verhältnismässig viel besser verständlich wie dieser. Der Abschnitt zerfällt wieder in zwei kleinere.

a. 3847—4417. Die Einnahme von Narbonne, findet sich nur in *M*.

b. 4418—6012, der Schluss, geht genau mit *CVTLP*.

M ist eine Kompilation aus $M_I + M_{II}$, aber so, dass M_{II} (mit Ausnahme der Narbonne-Episode) schon in x_1 gestanden hat, also nicht aus einem späteren Ms. eingesetzt ist, sondern auch als Vorlage des Schlusses in x_2, x_3 anzusehen ist. Dies wird mit dadurch gezeigt, dass in diesen Teilen *M* trotz der nahen Verwandtschaft mit der jüngeren Redaktion dieser doch fremder gegenübersteht wie die Handschriften der letzteren unter sich, was allerdings zum grossen Teil dem italienischen Schreiber zuzuschieben ist.

Die Stellung von M_I im Stammbaume.

Der letzte, der über die Stellung von *M* in einer selbständigen Arbeit gesprochen hat, ist wohl Pakscher gewesen (Pakscher „Zur Kritik und Geschichte des Franz-Rolandsliedes)*). Nach allem, was vorausgegangen, hat er über diesen Punkt mit einer gewissen flüchtigen

*) Golthers Arbeit, deren Ziele ja auch anderswo liegen, ist in diesem Punkte durchaus unselbständig und unklar obendrein. S. s. Arbeit S. 80 und 99.

S. 80. „Die Ansicht Ottmanns acceptiere ich insoweit, dass ich glaube, dass V^4 auf zwei Vorlagen beruht, deren eine einen älteren Text der Chs., welchen Ottmann „als zur *O*-Familie gehörig bezeichnet", die andere einen jüngeren Text repräsentierte. Wir sind sogar imstande, diese beiden Redaktionen in V^4 äusserlich zu scheiden, indem der letzteren, jüngeren Redaktion sicher zuzuweisen ist V^4 von Vers 3848 an und die kürzere Stelle V^4 2576—2610" u. s. w.

Also das Plus von *M* gegen *O* resp. gegen *OnCV*. (Warum nicht *M* 283—299, was doch genau in demselben Verhältnisse steht?)

„Wir erhalten in dem so gereinigten *M* eine zweite, ältere Redaktion der Ch., welche sich dem Texte *O* zur Seite stellt." Gerade diese so gereinigte Redaktion von *M* ist es doch, von der die ganze Ottmannsche Abhandlung spricht und sie für eine Kompilation aus *O* + einem Ms. der jüngeren Redaktion erklärt.

Hätte Golther ausgesprochen, in wieweit er Ottmanns Ansicht nicht annimmt, wäre es ihm klar geworden, dass seine Meinung durchaus nicht die von Ottmann vertretene ist. Schon durch seine Fragestellung S. 81 bekennt er sich zu dem Müllerschen Schema und zeigt dadurch, dass er Ottmanns „Resultate", aber auch nur diese benutzt und missverstanden hat: „Welcher Redaktion gehörte die Vorlage K's an, derjenigen, welche durch *O*, oder derjenigen, welche durch V^4 repräsentiert wird?" Ferner S. 99 Golthers Resultat „K's Vorlage gehörte derjenigen Redaktion an, welche V^4 und der *KS* zu Grunde liegt." Damit spricht er doch deutlich genug aus, dass er *M* und *n* als zwei selbständige, zu einander gehörige Redaktionen der Chs. ansieht.

Genialität abgeurteilt, wobei es dann nicht ohne grosse Missverständnisse abgegangen ist. (S. Litter. Zentralblatt vom 1. Januar 1886, Pakschers Rec. von Prof. Förster.)

Und zwar wäre Pakscher um so eher veranlasst gewesen, etwas näher auf das Verhältnis einzugehen, da er ja *n* eine Stellung zuweist, die von allen bisher angenommenen abweicht, und durch eine Änderung doch das Verhältnis aller der nächstverwandten Handschriften ein anderes wird. Er übersieht dabei, dass er dadurch, dass er *n* diese Stellung zuweist, gegen sein eigenes Schema argumentiert, denn nun muss die Verwandtschaft zwischen *n : C V*, die nicht geleugnet werden kann, für die von Prof. Förster angenommene Stellung von *M* und Kompilation dieser Handschrift sprechen.

Bei der Frage, ob M_I Kompilation oder selbständige Entwickelung mit *CV* ist (diese beiden Meinungen können hier nur in betracht kommen sowohl hinsichtlich der Lage der Verhältnisse der Handschriften als auch des jetzigen Standes der Untersuchungen), wird man zuerst die Möglichkeit des letzteren zu untersuchen haben, da dies doch das Naturgemässere, Einfachere und auch Gewöhnlichere ist und bei einer oberflächlichen Betrachtung sich dem kaum etwas entgegenstellt, wenn man das genaue Zusammengehen von *MCV* auch in einer Reihe von +Tiraden gegen *O* sieht und namentlich noch den gemeinschaftlichen Schluss in betracht zieht. Dabei kann es sich bloss darum handeln:

1) Ob wir bei der Müllerschen Stellung von *M* in *O M* gemeinsame Fehler annehmen dürfen, oder mit anderen Worten: ob in der gemeinsamen Vorlage von *O M* die Fehler gestanden haben können, die wir in *O M* finden, und ob wir der jungen Redaktion zumuten dürfen, dass diese sie gebessert hat: Ein Plus von *O M* gegen die übrigen, das nicht dahin zu passen scheint, oder ein *O M* gemeinsames Minus oder verschiedene Tiradenstellung von *O M : C V (n)*. Dabei müssen wir untersuchen: Ist das Plus wirklich ein Plus in *O M* oder eigentlich ein Minus in *CV(n)*, oder: Dürfen wir bei einem Plus in *CV(n)* dessen Zusatz auf dem Wege x_1—x_3 annehmen oder zufällige Übereinstimmung in der Auslassung von *O M*. Ferner bei den Umstellungen: Ist nachzuweisen, dass *C V* die ursprüngliche Stellung haben?

2) Ist die Beschaffenheit von M_I derart, dass sie eine Kompilation anzunehmen zwingt?

Für die Beantwortung der ersten Frage ist es besonders wichtig, sich ein Bild von der Entwicklung des Rolandsliedes überhaupt und damit von der Beschaffenheit der gemeinsamen Vorlage aller unserer Handschriften zu machen. (S. die Einleitung.) Demgemäss kann ich die Frage nur durchaus bejahen: Es hat nie eine Rolandsdichtung gegeben, in welcher alle diese logischen Unwahrscheinlichkeiten,

Widersprüche fehlten, denn ohne sie fällt sie auseinander. Noch viel weniger aber hat es je eine Handschrift gegeben, in welcher alle diese Fehler vermieden waren, die allerdings bei einem späteren Werke auf Kompilation hindeuten könnten. Gibt man dies aber nicht zu, so darf man getrost diese Fehler, wie wir sie in *O M* finden, der allgemein anerkannten „bereits getrübten“ Vorlage zuschreiben; *C V* haben sie gebessert. Dazu passt aber die Müllersche Stellung von M_I ebensowohl wie die neben *O*. Dass die Fehler auch hierzu nicht zu gross sind, darüber weiter unten. Oder aber, die Fehler haben in der Vorlage von *OMCV* nicht gestanden, *OM* gehen nebeneinander auf eine gemeinsame Vorlage zurück und diese hat gegen die übrige Redaktion die Fehler selbständig gemacht. *M* ist eine Kompilation aus $O + x_2$. Warum hat dann aber *M* bei seiner Kompilation, die, was die äussere Form betrifft, vorzüglich gemacht sein müsste, so vorzüglich, dass wir sie gar nicht annehmen können, diese Fehler aus der jüngeren Redaktion, wo sie also doch nie gewesen sind, nicht gebessert, und warum hat er gar, um eine hier wohl erlaubte Inkonsequenz der Schlussfolgerung (beweisend ist nur *O M* gegen *C V*) zu begehen, aus x_2 Fehler hineinkompiliert? Denn darin stimmen alle Untersuchungen überein, dass *M* mit *CV* viel mehr „Fehler“ gemeinsam hat wie mit *O*. — Wollte man hier einwenden, die Fehler sind dem Kompilator nicht aufgefallen, sie waren ihm keine, so ist zu sagen: dann dürfen wir sie natürlich auch nicht als solche ansehen und sie beweisen nichts für eine Kompilation, sie haben in der Vorlage gestanden.

Untersuchen wir aber die „Fehler“ selbst, um zu sehen, ob sie nicht doch so gross sind, dass wir sie weder der getrübten Vorlage, wenn wir das Erlaubte auf das geringste Mass beschränken, noch dem Rolandsliede in seinem Hauptstamme zumuten dürfen.

1) Der schlimmste ist derjenige, auf dem Ottmanns ganze „Resultate“ beruhen: *O M* haben eine ganze Tirade (*O* 537 *M* 446) gegen die andern gemeinsam, und was das schlimmste ist: Es ist die 3. Wiederholungstirade und die fast buchstäbliche Wiederholung der in beiden Handschriften diesen zunächststehenden Strophen. Das Verhältnis ist so:

O 520—536 = *M* 429—445 eine *e*-Tirade,

O 537—549 = *M* 446—460 eine 2. *e*-Tirade und Wiederholungstirade zu *O* 520, fehlt in *C V*.

O 550—562 = *M* 461—473 eine *an*-Tirade, genau gleich *O* 537—549, nur sind die *e*-Assonanzen durch geschickte Änderung der Zeilenschlüsse in *an*-Assonanzen verwandelt (oder umgekehrt).

Ich glaube, dass damit sicher ist, dass die Entstehung dieses Fehlers folgende war: In irgend einer Handschrift über *x* stand Tirade 520—536 allein. In einer späteren kam als Repetitions-

strophe durch Unachtsamkeit *O* 537, noch eine *e*-Tirade hinzu. In einer darauf folgenden Abschrift merkte man diesen Fehler und überarbeitete die 2. *e*-Tirade durch Änderung des Zeilenausgangs zu einer *an*-Tirade. Beide blieben aber nebeneinander stehen und gingen in x—O, x—x_1 über. Zwischen x_1—x_3 wurde dann wirklich die 2. *e*-Tirade ausgelassen. — Die Überarbeitung der *an*-Tirade zu einer *e*-Tirade neben einer anderen *e*-Tirade als 3. Repetitionsstrophe, wie wir sie andernfalls in *O M* anzunehmen haben, ist doch viel unwahrscheinlicher. Wir dürfen deshalb diesen Fehler mindestens der „getrübten Vorlage" anheimgeben.

Umstellung von *O M* : *C V*.

Tirade *O* 2366 = *M* 2526 haben eine andere Stellung wie die entsprechende Tirade in x_3. Es ist eine Wiederholungstirade (fehlt in *n*), so dass sich nicht einmal sagen lässt, die eine Redaktion hat eine bessere Stellung wie die andere, geschweige dass anzugeben wäre, welche dieselbe hat wie *x*. Um die Umstellung aber für eine Kompilation sprechen zu lassen, müssten wir durchaus nachweisen können: *O M* haben eine Stellung, welche *x* nicht hatte, d. h. sie zeigen hier einen gemeinsamen Fehler.

Andere Fehler in *O M*.

O 1586 und *M* 1608 sind beide von der vorhergehenden Tirade nicht abgetrennt, obgleich beide eine neue Assonanz beginnen. Ein solcher Irrtum,*) der sich einmal eingeschlichen, konnte sich durch Schreiberunachtsamkeit durch viele Handschriften fortpflanzen. Wir würden ihn vielleicht noch in den jüngeren finden, wenn diese nicht überreimt worden wären. Ein Überreimer musste den Fehler finden.

2) Wäre M_I kompiliert, so hätten wir doch zu erwarten, dass es zwischen *O* und der andern Redaktion hin und her schwankt, und zwar in anderer Weise, wie dies der Fall ist (dass der Charakter von *M* nicht ganz konsequent einheitlich ist s. S. 4, aber das ist sichtbarlich die Folge einer Überarbeitung), bald dem einen, bald dem andern besser folgend, denn auch der geschickteste Kompilator kann doch in der Hauptsache nur auswählend und nebeneinanderstellend verfahren. Er würde doch wenigstens einmal sich eine Unachtsamkeit haben zu schulden kommen lassen, irgend eine Stelle zeigen, wo wir hinter seine Mache sehen könnten, in Doppelstellen und dergl. Nichts von alledem, *M* macht auf mich wenigstens den Eindruck einer durchaus organischen Entwicklung mit *C V*. (*M* hat eine Doppelstelle, aber im Schluss

Tirade *P* 354 = *M* 5798—5807 + *M* 5776—5785.

M 5792—97 = 5808—5810, was ein Versehen des letzten Schreibers sein muss.)

---

*) Anm. Derselbe muss schon in einer Vorlage von *x* gemacht sein.

Auch die Assonanzén in M_I und das dadurch bedingte enge Zusammengehen von *O M* sprechen nicht dafür, dass M_I enger an *O* zu rücken sei, als es nach dem Müllerschen Schema geschieht oder doch geschehen kann, da beide direkt auf ein *Ms.* zurückgehen. Ein *Ms.* muss doch überreimt worden sein. Wollen wir die Verhältnisse richtig nebeneinanderstellen, müsste es möglich sein, *C V* wieder in Assonanzredaktion zu bringen. Könnte dies geschehen, ich glaube kaum, dass es zweifelhaft sein kann, was herauskäme, bei dieser Menge von Übereinstimmung von *M C V* in + Tiraden, im Schluss und in „Fehlern" sogar im jetzigen Bestande der Handschriften.

An die Beseitigung dieser Bedenken möge sich anschliessen eine Betrachtung dessen, was *M* x_3 (x_2) gegen *O* gemeinsam haben, wenn es auch (ebensowenig wie einzelne oder mehrere + Zeilen von *O M* oder nur als kleine Fehler in beiden erscheinende Stellen) nach der strengen Theorie gegen Annahme einer Kompilation nichts beweist, da wir von *x* nichts wissen.

1) Das Plus von *M n* x_3 gegen *O*.

Tirade *M* 721, 754, 1006, *1347—75*, 1382—1420, 1452—97, 1659, 1727—80, 1852, 1941—63, 1977, 2031, 2173, 2307, 2394.

Dabei lässt sich nicht nachweisen, ob *O* gekürzt hat oder ob die andern Handschriften zugesetzt haben. Ein Umstand könnte hier zeigen, dass *M C V T L P* einen Einschub haben, wenn er sich nicht, allerdings wohl mit Mühe, durch eine Zusammenziehung von *O* resp. eine Umstellung in x_1 erklären liesse. Die *O*-Tirade 1671—90 (*ié*) ist in den anderen Handschriften auseinandergerissen und dazwischen *M* 1727—80 eingeschoben.

2) Umstellungen von *O* : *M n C V*

O 280—330, *O* 596—602, *O* 1467—1670.

Auch die Umstellungen von *M C V* lassen sich hier gegen die Annahme einer Kompilation nicht ins Feld führen, da wir nicht die Stellung der Vorlage kennen. Unglücklicherweise ist ja die Beschaffenheit des Rolandsliedes so, dass es auf eine Umstellung einer Reihe von Versen meist nicht ankommt. Es lässt sich bloss zeigen, welche Stellung die natürlichste und einfachste ist. Ob die aber gerade im „Original" oder gar in *x* gestanden hat, ist durchaus zweifelhaft. Sehen wir hier nur die 1. Stelle etwas genauer an. Müllers Gründe zur Umstellung von *O* (mit *M C V*, s. s. Ausgabe des Rol. Anm. zu 280) sind bedenklich. *O* 274—331 gibt in seiner Stellung einen sehr guten und in der Tirade *O* 274—295 (nach der wirklichen *O*-Stellung, nach Müllers Zählung *O* 274—279 + 301—306) wohl einen besseren wie die andern: Ganelun zeigt sich sofort zornig, als er hört, dass er die Botschaft ausrichten soll. Bedenklich könnte höchstens scheinen, was auch Müller meint,

die Zänkerei, die dann gleich darauf zwischen Roland und Ganelun stattfindet, ohne dass Karl zu Worte kommt. Aber ich meine, dass diese Fassung recht gut in einer früheren Vorlage des Rolandsliedes gestanden haben kann, indem man gleich nach dem Vorschlage Rolands an den zunächst dabei beteiligten dachte und nicht an den Kaiser, der doch nur Staffage bildet. Die Zeile *O* 300, welche Müller zur Begründung der Umstellung anführt, *Puis que l'cumant aler vous en estoct*, kann doch auch heissen: Da ich es dir jetzt ausdrücklich befehle. Die Zeilen 319 und 330 können ebenfalls ganz gut in der *O*-Stellung verteidigt werden. Wenn wirklich Zeile 300 nicht als der ausdrückliche Befehl des Kaisers angesehen werden soll, so wurde das von den Zuhörern schon ergänzt, denn Ganelun musste ja doch gehen, und jeder wusste, dass er ging. Widersprüche, die durch Auslassungen entstanden, waren für die damaligen Zuhörer keine. Als Grund der Umstellung in x_1 könnte man aber eben die Müllerschen Gründe zur Umstellung des *O*-Textes anführen. — Das aber hier die *O*-Stellung die ursprüngliche war, wird ziemlich sicher dadurch gemacht, dass in der Stellung von x_1 die Tirade *O* 275—295 (eigentliche Zählung nach *O*) auseinandergerissen wird.

n.

Der allgemeine Charakter.

Der nordische Übersetzer hat seine Arbeit, das ist nicht anders zu sagen, ganz vorzüglich gemacht, viele Gemeinplätze ausgelassen, Wiederholungstiraden wenigstens gekürzt, dadurch zerrissene Gedanken aneinandergeknüpft, wodurch, wie auch schon dadurch, dass die Übersetzung in Prosa abgefasst ist, der Gang der Erzählung einen bedeutend ruhigeren, gedrängteren Gang erhält als in *OM* und wodurch die Übersetzung einen gewissen Charakter der Nüchternheit erhält. (S. Dönges, Die Baligantepisode im Rolandsliede S. 5. Deshalb dürfen wir aber nicht von einem nüchternen Charakter des Übersetzers sprechen und darauf Schlüsse bauen.) Derselbe wird noch verstärkt dadurch, dass es eben eine Übersetzung ist und für uns sogar die zweite, ferner dadurch, dass der nordische Übersetzer seine Arbeit ohne Begeisterung, ohne das verwandtschaftlich stolze Gefühl, mit dem der Franzose das Gedicht bearbeitete, übersetzte. Dieser Charakter von *n* hat Pakscher wohl grösstenteils mit verleitet, die Handschrift über *OM* anzusetzen, da er von der reineren Fassung in *n* spricht, S. 27 unten: „Auch hier gilt also wieder, dass *k* (die Vorlage von *Ks*) diese Episode, und zwar in einer reineren

Fassung als die jüngeren französischen Handschriften geboten haben muss.“

Ein Plus in *n* erstreckt sich fast nur auf kürzere Zusätze; *n* 317^{1-10}, 300^{5-9}, 336^{13-15}, 312^{6-7}, (Zusatz von *Aa*.) 315^{6-7}, 299^{15-17}, (Zusatz von *Aa*) 338^{29-30}.

Die Beschaffenheit des Minus in *n* gegen die übrigen Handschriften zeigt, dass *n* absichtlich und verständig gekürzt hat. Es fehlen in *n* fast nur solche Tiraden, welche lauter Gemeinplätze enthalten, und Wiederholungstiraden; indessen ist noch immer zu sehen, dass der Übersetzer auch Wendungen, die diesen eigen sind, zum Ausdruck bringt. In diesem Sinne fehlen in *n* folgende Tiraden

a) solche, die in *O M* stehen.

O 1028—1048, 1412—37 (Rep. Tirade zu *M* 1347), 1404 — 1411, 1438—48, 1467—82, 1978—88.

Ferner fehlen in *n* : *O* 717—736, die ersten Träume Karls, aber kurz darauf (*O* 836) werden sie kurz wiedererzählt, und hier gibt sie auch *n*, also geschickt zusammengezogen. Ferner fehlen *O* 2355—74, zwei Tiraden, die in *O M* eine andere Stellung haben wie in den übrigen und in denen in allen Handschriften einige Verwirrung herrscht. *CVT* (*PL* fehlen) sagen, dass Roland selbst sein Schwert versenkt. *OM* lassen es bei ihm liegen, als er stirbt. Die *OM*-Tirade hätte also ganz gut stehen können, um nachher das Schwertwunder in *n* im Schlusse folgen zu lassen. Ob in der *n*-Redaktion schon die *CV*-Fassung stand, als das Schwertwunder hinzugesetzt wurde? Dann musste die Tirade natürlich fehlen.

Zu *O* 1412—37, s. Pakscher S. 64—67. „Die starken Unterschiede zwischen *Ks* und *O* beginnen bei Tirade 110.“ Die „starken Unterschiede“ Pakschers bestehen bloss darin, dass *n* die hier besonders schwülstigen Tiraden etwas mehr kürzt, wie in *n* die Kürzungen gegen den Schluss überhaupt etwas stärker sind wie zu Anfang. Man sieht, der Übersetzer eilte zum Ende. S. ferner a. a. O., S. 65. Was „die inhaltlich ganz verschiedenen Verse *O* 1423—37“ betrifft, so sehe ich sie als Wiederholungstirade zu *M* 1347—1357 an. Sie fallen dann genau unter die S. 67 a. a. O. besprochenen parallelen Reihen von Tiraden. *M* repräsentiert hier eben seine Vorlage *x*, aus welcher *O* : *n* eine verschiedene Tirade gewählt haben. Die „lokalen Anspielungen“ sind doch in *O* 1423—37 bloss ganz allgemeiner Art und zur Bezeichnung der Ausdehnung des Erdbebens u. s. w. benutzt.

Zu *O* 1978—1988. Roland fällt in Ohnmacht, als er das entstellte Gesicht Oliviers sieht, und dieser schlägt ihn dann, da er ihn nicht kennt. *n* lässt die Ohnmacht aus und bringt dadurch die Unwahrscheinlichkeit, dass Roland sich bei Bewusstsein von Olivier schlagen lässt.

b) Tiraden, die nicht in *O* stehen.

M 1358—74, *M* 1403—1420, 1452—82, 1852—60, *1941—63*, *2173—2198*. Bloss die zwei letzten Stellen enthalten wirklich etwas mehr als die gewöhnlichsten Gemeinplätze. Zu *M* 1941—1963 ist zu bemerken, dass die Tiraden vorher und nachher stark gekürzt sind, also das Bestreben zeigen, möglichst schnell voran zu kommen.

In demselben Sinne sind die Kürzungen in *n* erfolgt, und zwar so, dass man sieht, *n* hat nicht Wort für Wort übersetzt, sondern im voraus ein Stück übersehen und dann den Inhalt angegeben. Die erste Kürzung findet sich S. 300, wo zu *O* 168 die Aufzählung der Namen ausgelassen ist. Stärkere Kürzungen sind noch zu *O* 1610—27, *O* 1842—68, *O* 994—1017, *M* 1900—1910, *O* 1807—29.

Die Stellung von *n* im Stammbaume.

Ich werde mich im folgenden bemühen, die Stellung von *n*, die ihr Müller schon gegeben hat, derjenigen von Pakscher gegenüber zu verteidigen.

Pakschers Arbeit über diesen Punkt, leider ein gutes Stück seines sonst vortrefflichen Werkchens, ist vollständig verfehlt. Sein Argument („das allerdings nur mit Kritik zu verwerten ist“, a. a. O. S. 59; aber wo ist diese Kritik?) hierbei ist: Der Baligant hat einmal nicht im Rolandsliede gestanden; wahrscheinlich hat der Übersetzer den Baligant nicht ausgelassen, da er sonst nur wenig kürzt. Folglich steht *n* über *O M*. — Pakscher kann doch immer nur wahrscheinlich zu machen suchen, dass der Übersetzer den Baligant nicht ausgelassen hat, ist es doch (s. Pakscher S. 26 oben) durchaus den Regeln der Kritik, deren wir allerdings dem Übersetzer wohl n i c h t a l l z u v i e l zutrauen dürfen, entsprechend, dass ein Übersetzer, der hier noch dazu einen vorzüglichen Überblick über das ganze gehabt haben muss, das beweisen seine Kürzungen und die übersichtliche Teilung der „Schlachten“ (s. S. 12), die in keiner der französischen Handschriften so deutlich und ausdrücklich getrennt sind, aufhört zu übersetzen, wenn er an ein dem vorhergehenden durchaus ungleichwertiges Machwerk kommt, und als solches stellt sich der Baligant doch dar. — Dann vergisst Pakscher ganz, dass die französische Redaktion über *n* den Baligant ausgelassen haben kann. (Über die Träume s. S. 14.)

n hat alle Tiraden, welche *M* x_3 gegen *O* gemeinschaftlich haben. Die Ausnahmen s. oben S. 47, von denen wir anzunehmen haben, dass auch sie in der Vorlage enthalten gewesen sind. Ebenso hat *n* mit *M C V* die diesen gemeinschaftlichen Umstellungen gegen *O* gemeinsam. — *O* hat mit *n* nichts Gemeinsames als einige

Auslassungen *M* 1941—64, 2173—2198 und einige Kleinigkeiten, die wir von der Mittelstellung *x* (oder *O*) : *n* : *M* erwarten dürfen und müssen. Bedenken wir dazu das über den scheinbar einfacheren, reineren Charakter von *n* Gesagte, so müssen wir *M n* direkt auf eine Vorlage gegen *O* zurückgehen lassen. Verwandtschaften, die *n* mit *C V* zeigt, bestätigen die Richtigkeit dieser Stellung von *n* und geben zugleich ihr Verhältnis zu einander an: Im ganzen Rolande, wo sich die Stelle nur findet, lässt Ganelun einen Handschuh fallen, der ihm vom Kaiser überreicht wird, als er nach Saragossa soll. *C V* 30 erzählt dies genau den andern Handschriften gemäss. Aber die diesen vorhergehenden Tiraden 27, 28, 29 sind ein Einschub in *C V* (die *an*-Tirade *M* 249—261 ist dadurch zerrissen) und von ihnen enthält Tirade 27, wie der Kaiser zuerst dem Ganelun einen Brief überreicht, den dieser fallen lässt, und dann die ausführliche Botschaft an Marsilie, die *O* 331, *C V* 30 u. s. w. ausgelassen ist, da sie kurz vorher noch erzählt wird. *n* 304^{38} bis 305^{18} gibt nun genau den Inhalt von *C V* 27 wieder, fügt hinzu, dass der Kaiser dem Ganelun noch Handschuh und Stock überreicht habe, also kurz den Inhalt der folgenden Tiraden bis *C V* 30 erzählend. (Vielleicht sind *C V* 28, 29 noch eingeschoben, nachdem *n* abgeschrieben war, um die Tiraden *C V* 27, in welcher der Brief, 30, in welcher der Handschuh fällt, nicht direkt aufeinander folgen zu lassen.) *n* 314^{31} steht dann zum Beweise, dass auch in der *n*-Vorlage ursprünglich ein Handschuh fiel: „Ich verheisse dir dagegen, dass der Bogen mir nicht aus Furcht aus der Hand fallen soll, wie der Handschuh dem Grafen Guinelun aus der Hand fiel.“ Ein deutlicherer Beweis für die Zusammengehörigkeit von *n C V* kann wohl kaum erbracht werden.

Ferner *n* 304^{8-15} genau = *C V* 24^{10-16}, fehlt sonst.

Ebenso *n* 306^{17-25} = *C V* 32^{20-32}.

n C V gehen ferner zusammen in einer Reihe*) von Kleinigkeiten, die sich in der Pakscherschen Stellung nur schwer erklären lassen. Dazu kommt noch der Schluss von *n*, der doch nur neben den *M C V*-Schluss gestellt werden kann. Ich glaube, dass *n* gerade den genauen Schluss von x_1 vor sich gehabt und diesen wegen seiner bedeutenden unpassenden Länge so stark zusammengezogen hat. Hätte *n* der *O*-Schluss vorgelegen, möchte es ihn vielleicht dem

---

*) Anm. Z. B.

n 304^{29-31}. Und wenn es mir bestimmt ist, zurückzukehren, da ist gewiss, dass ich an denen irgend eine Thorheit ausüben werde, die mich zu dieser Rache bestimmten = *CV* $25^{8\text{ u. }9}$.

n 303^{31-33}. Und dann sagte er: Zum Unheil sahest du Roland, da er dein ganzes Reich zerstören wird = *CV* 23^{6}.

n 306^{28-29}. Blancandrin ritt hinterher und der Graf Guinelun mit ihm = *C* 33^{3}.

andern gleich übersetzt haben. S. Pakscher S. 27: „Wie aber kommt *Ks* zu dieser Episode?“ u. s. w. Welch andere Stellung konnte *n* denn überhaupt haben? Wenn es Neues hinzufügte (Schwertwunder) und das Alte kürzt, muss doch eine andere Stellung herauskommen, von den in *n* einfach ausgelassenen Zusätzen gar nicht zu reden. Damit ist wohl unzweifelhaft gezeigt, dass *n* in den Stammbaum, in die Müllersche Stellung gehört. Damit ist zugleich gezeigt, dass die Baligantepisode wenigstens in einer Vorlage über *n* gestanden hat, wozu wir noch die gewichtigsten direkten Beweise haben.

1) Die Träume, *O* 2525—2569. Jedenfalls sind sie erst nach dem Zusatze des Bal. dahingestellt worden und haben ihn in *n* also gleichsam überlebt, indem bei der Auslassung desselben hier gerade an der ungeschicktesten Stelle abgebrochen worden ist, denn dass der erste Traum auf Bal. zu deuten sei, ist nicht zu leugnen.

Merkwürdig ist, wie Pakscher sich dieses sichern Arguments für das Dasein des Bal. in der Vorlage von *n* entledigt. Er baut sein ganzes Schema in bezug auf *n* auf das Fehlen dieser Episode. Nun haben wir aber in *n* ein enges Zusammengehen von *nOM* einschliesslich dieser Träume, die, wie er S. 127 selbst zugibt, „Anspielungen auf diese Teile enthalten“. Pakschers Hauptaufgabe hätte es nun doch sein müssen, zu zeigen, wie dann die Träume in *n* kamen. Statt dessen geht er vollständig darüber hinweg und versucht dann sich und uns mit dem wirklich merkwürdigen Abschnitte auf Seite 127^{31-36}, verloren im Exkurse, darüber zu beruhigen.

2) Die Stelle *n* 307^{20} „Sodann wollte er nach Babilon ziehen und den König Admiral“ (im Roland immer = Balig.) „töten, wenn er sich nicht taufen lassen will“, enthält sicher eine Andeutung auf die Episode, und die Stelle wäre sicher nicht eingesetzt worden, wenn Bal. später nicht wieder aufgetreten wäre. Es ist dies eine Veränderung, die im Rolandsliede wegen des Bal. gemacht worden ist und die, als die Episode selbst ausgelassen wurde, stehen blieb. S. *O 401 Cunquerrat li les terres d'ici qu'en orient. M* fehlt. *CV 35 ne finera de ci qu'en Baligant* (*V Beliant*). *V* fügt hinzu *a l'amirant de Babilonie avant.*

Zweifellos ist es also, dass die Baligantepisode in der Vorlage aller unserer Handschriften gestanden, aber ebenso zweifellos wohl, dass dieselbe in einer früheren Zeit überhaupt nicht in der Dichtung vorhanden war. Doch glaube ich, dass Pakscher da, wo er den späteren Einschub des Baligant zu beweisen sucht, ziemlich über das Erlaubte hinausgeht. Er leistet zunächst mehr, wie er eigentlich sollte: Er will die Naht zwischen Rol. : Bal. sichtbar machen und macht gleich auf mehrere Nähte eingangs des Bal. selbst aufmerksam. Dann versucht er den schlechten Zusammenhang zwischen Rol. : Bal. nachzuweisen, muss aber wieder selbst zugestehen, dass

der Zusammenhang in *n* an dieser Stelle, der doch nach seiner Theorie tadellos sein müsste, nicht befriedigt. Ich denke, er ist hier schlechter wie in *O*.

Die Stelle, wo Rol. : Bal. zusammengeschweisst sind, ist ja unverkennbar, aber nicht so, dass jetzt noch genau zu sagen wäre, was von der Übergangspassage nach oder vor dem Zusatze der Baligantepisode dazu gekommen ist. Pakscher (S. 46) mutet *O* zu viel zu, wenn er meint, *O* habe in der Zeile 2568 „eine beabsichtigte Umbrechung der Erzählung“ zur Verdeckung der Naht.

Co in dieser Zeile bezieht sich doch auf alles in der letzten Tirade Gesagte, den ganzen Tiradeninhalt, nicht allein darauf, wer siegen wird. Karl weiss doch im ganzen Verlauf der Erzählung nichts davon. Ebensowenig soll wohl (a. a. O. S. 47) die Schlusszeile *O 2569 Carles se dort tres qu'a l main al cler jur* den Übersetzer entschuldigen, dass er Karl jetzt verlässt. Vergl. *O* 162, 163. *O* 2569 und 2845 konnten ganz gut unmittelbar aufeinander folgen.

Die Naht ist, glaube ich, genau so beschaffen, wie sie der Jongleur seinen Zuhörern bieten dürfte. Die Verlegenheit muss nur da zum Vorschein kommen, wo es sich darum handelt, das plötzliche Erscheinen Baligants zu erklären.

O 2613 Al premier an fist ses briefs seieler, vergl. *O* 2622. Zeitlich erklärt sich nun das Eintreffen Baligants, nicht aber wie Mars. im 1. Jahre wissen konnte, dass es ihm im 7. so schlecht ginge. Endlich ist nicht daran gedacht, dass man trotz des langen Zeitraums den Baligant jetzt gerade auf dem Höhepunkt der Not eintreffen lässt. *M 2803 Tut primeramt* scheint in der Vorlage *Al premier an* gelautet zu haben.

C 259, *V* 254. *le ior meisme a meint brief seele.* d. h. doch an dem Tage der Niederlage s. *C* 274, *V* 269 Hier geht also während der einen Nacht das ganze Aufgebot Baligants vor sich, s. *P* 162, *T* 141. Letzteres hat mit Einschiebung der Zeile 4 eigentlich die beste Fassung, die Tirade (Zeile 7—11) ist aber sonst verwirrt.

Hier muss ein Widerspruch zum Vorschein kommen. Baligant muss im Augenblick der höchsten Not erscheinen und doch von Babilon herbeigeholt werden. Und fast wie um den Widerspruch noch mehr hervortreten zu lassen, wird der Kaiser noch in grosser Eile nach Roncevaux zurückzukehren dargestellt. (Die unbestimmte Fassung von *O* 2613 dürfen und müssen wir im kritischen Texte ruhig stehen lassen. Sie kann auch einen Leser am ehesten und ich glaube ziemlich leicht über die Schwierigkeit hinwegtäuschen. Überhaupt ein merkwürdiges Durcheinander, diese Stelle, aber auch sie ist vollständig bedingt durch die Lage der Verhältnisse. Der Ebro, der sonst nie ein Hindernis weder für das eine noch für das andere Heer bildet, ist plötzlich so reissend, dass alle Heiden

3

ertrinken; Schiffe gibt es dort nicht. Der Kaiser, der noch an diesem langen, ereignisvollen Tage, wo die Sonne für ihn ein Stück stillgestanden hat, in den sich die ganze Rolandschlacht hineindrängt, daran denkt, nach Roncevaux zurückzukehren (*O* 2483), legt sich am Ufer des Ebro zur Ruhe. Klar ist, warum hier auf einmal der Ebro der Flucht der Heiden und dem Vorrücken Karls ein Ziel setzen muss. Andernfalls wäre kein Grund vorhanden gewesen, dass die Sonne mit ihrem Untergange nicht noch etwas gewartet hätte und dass Karl denselben Abend noch Saragossa einnahm. So wahrscheinlich eine frühere Fassung. Dann wäre aber Baligant vor der eroberten Stadt angekommen. Man sieht, dieser Teil schon gehört zur Baligantschlacht, und ihr zuliebe ist den fliehenden Heiden und auch Karl der Ebro in den Weg geschoben. Rolandslied und Baligantepisode auseinanderlösen zu wollen,*) ist unmöglich und unsinnig, wenn sie auch noch so verschieden voneinander sind. Dort den bedächtigen, klugen Kaiser, der nur Staffage zum Helden Roland bildet, hier eine karikierte Figur desselben, die selbst plötzlich dreinschlägt und in den Mittelpunkt tritt, hart angefahren von seinen eignen Mannen (*O* 3531). Diese verschiedene Charakteristik allein kann zeigen und zeigt, dass Roland und Baligant aus ganz verschiedenen Zeiten stammen. Die Auffassung der Gestalt Karls und des Rolandsliedes überhaupt waren zur Zeit der Hinzufügung des Baligant eine ganz andere geworden. Haben wir im Rolandsliede die wenigstens einigermassen natürliche Entwicklung des Kampfes, (wenn die Rolandschlacht auch, soweit wir sie im Stammbaum verfolgen können, auf eine Zweiteilung angelegt ist, der zuliebe in der ersten Schlacht nur Heiden fallen, [cf. *O* 1401. Doch müssen wir das dem Gedichte aufs Wort glauben, geschildert wird es nicht.] in der zweiten dagegen plötzlich auch die Paire im Nachteil sind), von überirdischer Hülfe nichts, wenn auch das ganze stark christlich durchtränkt, so haben wir im Baligant Karl vollständig unter der Obhut des Engels, der gleichwohl die Franzosen zu tausenden niederhauen lässt, um dann recht als deus ex

*) Am besten noch würde ein Sprung von *O* 2457—3625 den Baligant hinauswerfen. Zweifellos ist aber *O* 2855—2973 ein Bestandteil eines Rolandsliedes ohne Baligant, diese Stelle lässt sich aber so wie sie jetzt ist, nirgend anders einsetzen. Ursprünglich hat sie wohl hinter *O* 3681 gestanden. Das Stück *O* 3682—3697 scheint ebenfalls vom Baliganteinsetzer zugefügt zu sein. Man vergleiche mit *O* 3637—39 und 3641 : *O* 2579—2591 und 2714—18. Die erste Stelle, im Schluss: Bramimunde ruft Mahumet an, um sie versammelt sind die heidnischen Priester. Die erste Stelle aus dem Baligant: Die Heiden vernichten und beschimpfen ihre Götter und Bramimunde ist dabei am eifrigsten. Stände *O* 3641 allein, so wäre anzunehmen, der Dichter will die Königin in der Not eben wieder zu dem Gotte beten lassen, von dem sie vorher nichts wissen wollte. Aber dass die Priester um sie versammelt sind, zeigt, dass, als man dieses schrieb, die Götter in der Dichtung noch nicht zerstört wurden.

machina, als Karl selbst verwundet ist, die Schlacht zu beendigen. *O* 3608 und 9. Plötzlich die Heiden in wilder Flucht, wir sind in Saragossa.

Übersetzungsfehler, Missverständnisse, kleine Änderungen in *n*.

***n* 305**$^{25-27}$. „Er war nun höchst unzufrieden mit den Franzosen, wie zu erwarten war, und stand in sehr grosser Feindschaft mit ihnen." Der Satz passt hier gar nicht, wo die Anhänglichkeit von Ganeluns Leuten geschildert wird. Ist wohl missverstanden aus *O 343 cunreer CV 32 coreez—correez,* was der Übersetzer wohl als „zornig" verstanden hat.

***n* 313**^{11f}. „Das (der Verrat) scheint mir zu langsam zur Ausführung zu kommen."

O 659 *MCV. Guenes respunt; „Mei est vis que trop targe."*

***n* 316**^{18}. In der Nacht kam es mir vor, als ob ein Engel Gottes zu mir kam und meinen Lanzenschaft in meinen Händen entzweibrach.

S. *O* 835—38; *n* wusste den Traum nicht zu deuten und verstand ihn deshalb falsch, ebenso wie *n* 345 $^{10-15}$ den einen der späteren Träume.

***n* 332**^{19}. „Sie bliesen in ihre Trompete, welche Mundide genannt wurde." In der Vorlage hat der Schlachtruf Monioie gestanden.

***n* 334**^{26}. „Und als er es hörte, kam er aus den Stadtmauern heraus." — *O 1766 Charles l'entent, qui est as porz passant.*

***n* 298**^{19}. Die Stadt *Acordies = a Cordres.*

***n* 317**^{23}. „ich bitte dich um eine Gabe, das ist der Hals Rolands." *O 866 le colp de Rol. CV 76*^{7} *le cors de Rol.*

***n* 339**^{19}. Roland findet Olivier „an einem Ufer" *P 132 sor son escu dor mer.*

***n* 338**^{4}. „sein Neffe und der Sohn des Mannes" ist eine Person.

***n* 308**^{13} hat *O* 439 atgier nicht verstanden und dafür Stab gesetzt. Die übrigen kannten das Wort auch nicht.

CV 40 un dart. M 355 un fort cortel daçer.

***n* 324**^{23}. Das Land, welches Datan und Abiron hatten. Der Übersetzer verstand *Datan et Abiron* als Genitive.

T 29 ebenso *la terre d'Anton et d'Abiron.*

C 132 la terre Datan et d'Abiron.

***n* 319**^{19}. „Da ging er zu Tische."

C 60 V 61 devant son tref se sist por deporter.

***n* 306**^{33}. Constancie und Nobile anstatt Constantinopel.

***n* 312**^{3}. Ganelun schwört wie Marsilie bei dem heidnischen heiligen Buche.

n B b 316[23 ff]. In *O* ist hier hinter 840 ein Abschnitt. *O* 841—59 skizzieren das vorhergehende. *n* hat das alles als zur Unterredung gehörig angesehen, hat hinzugesetzt: „Nun glaube ich zu wissen", und hat dann *O* 844—47 dem Kaiser in den Mund gelegt, wodurch Karl in seiner Vorahnung schon die Geschenke aufzählt, die Ganelun für seinen Verrat empfangen haben wird. Dann macht *n* noch einen Zusatz von 11 Zeilen *n* 317[1—11].

Ein Übersetzungsfehler, aber wohl eine Besserung des Textes, ist ***n 316***[10]. „Und bei der Trennung derselben war keiner so hart, dass er die Thränen zurückhalten konnte." *O* 822, *M* 775, *T* 7, *CV* 73, in allen weinen die Franzosen, als sie an die Heimat denken. Sicher ist die erste Absicht des Gedichts eine andere gewesen. Beim Andenken an die Heimat konnten die Franzosen doch nur Freudenthränen vergiessen. Schlecht passt dazu die Trauer des Kaisers. Wahrscheinlich, dass in der Vorlage von *O M*, denn beide stimmen darin überein, einige Zeilen ausgefallen sind hinter *O* 821, welche auf die in Roncevaux Zurückgebliebenen überleiteten. Die Wendung in *n* passt auch nicht besonders, weil der Abschied doch vorüber ist.

n 312[9—10]. Und auf das Schwert war das Bildnis des M a k o n gezeichnet.

O 621. Entre les helz ad plus de mil manguns
s. *M 548. Dentro dalelço eplu de mille machon.*

Die jüngeren Handschriften.

CV.

Sie gehen in ihrem ganzen Verlaufe, vielleicht mit Ausnahme einer kleinen Stelle, gegen die übrigen Handschriften auf eine Vorlage zurück und zwar können über jeder nur wenige Zwischenstufen bis x_4 stehen. *C* hat einen letzten Abschreiber gehabt, der mechanisch die Buchstaben kopierte, ist auch wohl einigemal weniger abgeschrieben worden wie *V*. Es scheint dem, was wir nach den übrigen Handschriften als in x_4 stehend annehmen dürfen, etwas näher zu stehen als *V*. *C* hat aber eine Unmenge Lesefehler, die in *V* richtig sind, aber nicht konjiciert, sondern aus der Vorlage.

C V sind, vielleicht die Stellen, wo *C* Assonanzredaktion hat ausgenommen, in bezug auf das „Original" nicht über *T* zu stellen. — Was Zusätze und Auslassungen anbetrifft, so haben beide gegen die andern manches gemeinschaftlich (s. die einzelnen Teile). Die Zusätze bestehen manchmal aus selbständigen kleineren Episoden.

Ausgelassen ist in *C V* die Stelle *P* 176—183, der 2. Aufenthalt Karls in Roncevaux, ferner *M* 1410—1451.

T.

ist wie, schon gesagt, in bezug auf x mindestens auf gleiche Stufe mit *C V* zu stellen. Es hat mehrere Lücken, welche durch Beschädigung oder Fehler der Vorlage oder des *Ms. T* selbst hineingekommen sind. Über die Lücke zwischen 27—27*a* s. Seite 26, ferner Förster Afz. Bibl. VII p. VI ff. *T* ist voller Lesefehler, die aber mit Hülfe der übrigen Handschriften meist leicht zu bessern sind. Zusätze und Erweiterungen hat *T* wenig, dagegen kürzt es an manchen Stellen ziemlich bedeutend.

L. P(F).

L nimmt in bezug auf Kürzungen eine ähnliche Stellung ein wie *T*, nur kürzt es noch viel mehr, namentlich gegen den Schluss. Die Kürzungen bestehen im Auslassen von Gemeinplätzen, in Zusammenziehungen innerhalb der Tiraden, Zusammenziehung mehrerer Tiraden, die manchmal etwas gewaltsam, manchmal geschickter und mit gutem Überblick über das zu Kürzende gemacht sind. Hinsichtlich seiner Verwandtschaft steht *L* näher an *P* als an *T*. Der Baligant fehlt und der Anfang, der hier nicht wie in *P* im *Ms.* herausgerissen ist, sondern schon in einer Vorlage verunglückt sein wird. *P*, von dem *F* nicht getrennt werden kann, nimmt gegen die übrigen, trotz seiner nahen Verwandtschaft mit *L*, eine etwas gesonderte Stellung ein. Es zeigt das Bestreben, möglichst umfangreich zu erscheinen, daher in *P* an seiner Vorlage wohl nichts gekürzt ist. Ein Abschreiber der *P*-Redaktion muss aber doch besonders an einzelnen Stellen gegen den Schluss gekürzt haben. Zusätze und Erweiterungem zeigt *P* dementsprechend in Menge. Es ist in den Teilen, wo es überhaupt erhalten ist, die umfangreichste Handschrift und eignet sich deswegen, weil darin fast alles enthalten ist was in den übrigen steht, besonders zum Citieren von Abschnitten aller Handschriften.

x_3.

Nach ihrem Bestande, nicht nach der Handlung zerfällt der Rolandstext in den Handschriften *C V T L P* in drei grössere Abschnitte.

1. Teil *C* 1 — *P* 119
2. Teil *P* 250 — Schluss
3. Teil *P* 120 — 249.

Grund dieser Einteilung ist das bessere oder schlechtere Zusammengehen dieser Handschriften, und zwar gehen dieselben am besten zusammen in 1. und 2. Bedeutend schlechter ist das Zusammengehen im 3. Teile, wo *T P* teilweise sogar reine Assonanzredaktion gegen die Reimredaktion in *C V* haben. Als Grund dieser Abweichungen werden wir finden, nicht einen sehr komplicierten Stammbaum, sondern die verschiedene Überreimung mit der der Text aus x_3 in die verschiedenen Zweige desselben übergegangen ist. Es ist zu zeigen, dass die beiden ersten Teile gereimt aus x_3 herüber gekommen sind, und zwar, dass der 1. Teil zwischen x_2—x_3 überreimt worden ist, der 2. Teil überhaupt nie assonierend gewesen, also überall glatt abgeschrieben werden konnte, während der 3. Teil sowohl zwischen x_3—x_4, und zwar hier eine vollständige, als auch zwischen x_3—x_5, und hier wieder eine ungleiche Überreimung erfahren hat.

Um dies zu finden, müssen wir ansehen, wie die Überreimung stattgefunden hat. Gewöhnlich, und das ist ja auch das Natürlichste, gibt die Endung des ersten Assonanzwortes einer Tirade den Reim ab, oder aber die Mehrzahl der Endungen der Assonanztiraden, oder aber der Reim ist rein vokalisch aus der Assonanz abstrahiert und stellt das dar, wodurch wir die Tiraden charakterisieren, *ée, ie, i* u. s. w. Ergibt sich dabei nun, dass die jüngeren Handschriften übereinstimmend einen Reim wählen, den die Assonanz nicht angeben konnte, so ist anzunehmen, dass die gemeinschaftliche Vorlage dieser Handschriften den betreffenden Reim schon gehabt hat. Kommt dagegen eine Reimgruppierung zustande wie *O M* : *C V* : *T L P*, und zwar schon so, dass *C V* : *T L P* zwei verschiedene Endungen derselben Assonanz (*er* : *et*) aufgreifen und darauf durchreimen, so hat x_3 den Reim noch nicht gehabt, sondern die einzelnen Redaktionen sind erst nach ihrer Ableitung von der mit den andern gemeinschaflichen Vorlage überreimt worden. Natürlich haben wir anzunehmen, dass die betreffenden Teile nicht zweimal überreimt sind, und dazu habe ich mit Ausnahme einzelner Tiraden keinen Grund gefunden. (S. S. 78.) Einige Teile sind ja überhaupt noch nicht überreimt.

Die Beispiele für die Reimgruppierung *O M* : *C V* : *T L P* kommen nun bloss im 3. Teile, aber über ihn ganz zerstreut vor, was also wie der thatsächliche Umstand, dass *C V* : *T L P* hier viel weniger genau zusammengehen, beweist, dass x_3 in diesen Teilen noch nicht überreimt war. Man vergleiche die Beispiele für die verschiedenen Reimgruppierungen unter den einzelnen Abschnitten, wo auf Grund obiger Betrachtung der jedesmalige Bestand von x_4, x_5, x_6 angegeben ist.

Die einzelnen Abschnitte.

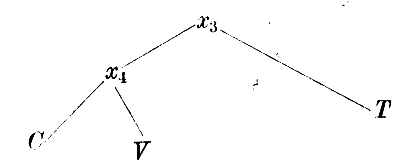
Der erste Teil *C* 1—*P* 119 (incl.)

zerfällt wieder, wenigstens für *C V P* in vier, für *T L* in drei Abschnitte

a) *C* 1—99.
b) *C* 100—*P* 71.
c) *P* 72—100
d) *P* 101—119.

a) C 1—99.

Verhältnis der Handschriften, soweit *T* mitgeht.



x_3 muss gereimt gewesen sein (Ausnahme vielleicht macht eine kurze Stelle, s. S. 22), s. Tiraden *T* 2, *3*, 5, 15, 16, 19, Gruppierung *O M* : *C V T*. Die Gruppierung für *C V T* ergibt sich leicht aus jedem Teile der Handschriften, mit Ausnahme derjenigen, wo *C* Assonanzredaktion gegen *V T* hat. Für diese wäre a priori wohl obiges Schema mit Kompilation in *C* anzunehmen. Ich glaube indes die Assonanzredaktion in *C* wie auch die Doppelstellen (Assonanz + Reimredaktion) in *C* (also *C* 74, 75, 78, *81, 82, 85—86,* 87, 92—99), und später in *P*, anders erklären zu können durch die Annahme, dass da, wo *C* gegen die übrigen Handschriften Assonanzredaktion resp. Doppelstellen wie P hat, in x_3 Doppelredaktion vorhanden gewesen ist. (*P* hat in 102, 106, 109, 113 gerade da die Doppelredaktion, wo *C* neben der Reimredaktion in *V* Assonanzredaktion hat.) Die Annahme solcher Doppelstellen für x_3 macht keine Schwierigkeit, da wir sie ja in *C P* haben, und zwar in verschiedener Form: Einmal so, dass auf die Reimtirade die betreffende Assonanztirade folgt, was meistens der Fall ist, oder auf die Assonnanztirade folgt die betreffende Tirade überreimt, oder aber (*C* 93—99 = *C* 118—124 und 128 und *C* 192—195 = *C* 196—199), einige Assonanztiraden oder Reimtiraden stehen zusammen und hinterher die entsprechenden Reim- resp. Assonanztiraden. Zu erklären bleibt dabei nur: Wie sind sie hereingekommen? Und hier glaube ich annehmen zu dürfen, dass der

Überreimer so thätig gewesen, dass er entweder seine Vorlage kopierte und dann die Tirade hinterher überreimt dazustellte, oder umgekehrt. Vielleicht, dass die Überreimung an dieser Stelle ihm nicht besonders gelungen zu sein schien und er deshalb das Alte nicht gern verlieren wollte und so beides behielt, oder dass, was noch wahrscheinlicher ist, diese Tiraden vielleicht nicht von einem Schreiber systematisch überreimt sind, sondern jeder folgende etwas mehr dazu gethan hat, der erste, der eine teilweise Überreimung vornahm, also Interesse daran hatte, die Assonanztiraden auch zu bewahren. (Für x_5 haben wir dasselbe auch für mehrere Doppelstellen anzunehmen, die sich in x_3 noch nicht fanden, also in x_3—x_5 hineingekommen sein müssen.) Dadurch erklärt sich auch, dass diese Doppelstellen bloss in kürzeren Stücken unserer Handschriften sich finden. Ferner passt dazu, dass sie sich an zwei Stellen da finden, wo wir anzunehmen haben, dass kurz vorher ein Überarbeiter aufgehört hat, zu überreimen: Für x_3 (oder seine Vorlagen) in *C* 196—216, sozusagen ein Übergangsteil und für x_5 *P* 227—231. (Ferner erscheint zu *P* 157 bei dem scharfen Baligantabschnitte 158—159 wohl als ein verunglückter Versuch, *P* 157 zu reimen.) Dürfen wir von diesen Teilen auf den dritten schliessen wo Doppelstellen vorkommen, *C* 74—99, so wäre hier ebenfalls eine frühere mangelhafte Überreimung in einer Vorlage über x_3 anzunehmen, und gerade hier zeigt *T* zwischen 25—27*a* eine ziemliche Lücke.

Nur die Erklärung der Stellen, wo *C* nur Assonanzredaktion, keine Reimredaktion daneben hat, macht Schwierigkeit, also

C 74, 75, 78, 81, 82, 85—86, 87 und *C* 201, 202, 205, 207, 209, 215, 216.

Warum hat *C* hier gerade die Assonanzredaktion ausgewählt, da doch sonst alles zum Reime drängt? Ich weiss keinen andern Ausweg, als diese hinsichtlich des Zeitgeschmacks verschrobene Auswahl irgend einem Schreiber, der auf dem Wege x_4—*C* kopierte, aufzuladen. Dass *V* und *T L* die Reimredaktion ausgewählt und die Assonanzredaktion, die noch in x_4, x_5, x_6 gestanden haben muss, ausgelassen haben, ist ja das, was wir jenem in *C* gegenüber erwarten müssen, ebenso bei dem besonderen Charakter von *P*, dass dieses beides abschrieb.

Wollte man Kompilation von *C* annehmen, so müsste sich doch eine nähere Verwandtschaft der Assonanzredaktion in *CP* mit *OM* ergeben. Die Untersuchung ergibt lauter negative Resultate. Freilich könnte ja die Assonanzredaktion in *C* noch immer aus einem der letzten assonierenden Ms.Ms. über x_3 kompiliert sein. Warum hat *C* dann aber überhaupt Assonanzredaktion statt Reimredaktion an diesen Stellen gewählt, und warum hat es, wenn ihm zwei Handschriften vorlagen, gerade diese und nur diese Teile gewählt?

Auch finde ich ausser der Verwandtschaft, die *CVP* in dem Teile *P* 1—71 zeigen, die in den allerjüngsten Handschriften zustande gebracht sein muss, nichts, was Grund gäbe, hier *P* eine Kompilation aus *C*+*V* sein zu lassen, worauf ja *P* 102, 106, 109, 103 hindeuten könnten. Die Assonanzredaktion, wo sie sich in *CP* parallel findet, ist doch ziemlich abweichend voneinander, d. h. so, dass beide nach ihrer Trennung einen ziemlich langen, selbständigen Weg gemacht haben müssen. Endlich verhält sich Assonanz- und Reimredaktion in demselben Manuskript immer so zu einander, dass das eine Überarbeitung des andern sein kann.

Eine merkwürdige Stelle ist noch *CV* 68^{11} und *T* 3^{9}; beide geben, wie das Carmen*) 1000 Ritter (statt 20 000 der andern) als Rolands Gefährten in der Nachhut an, aber dann *CV* 70^{17} und *T* 4^{13} wieder 20 000. *T* 5^{10} hat richtig mit *OMn mil*, während hier *CV* 71^{9} noch 200 haben, also auf die Zahl 1000 in *CV* 68^{11} zugeschnitten, ferner *C* 74 20 000, *V* 74^{4} aber *mill.* *T* 8 *vint mille.* Sicher ist hier über x_3 eine Änderung gemacht worden.

Schwierigkeit, und zwar in allen jüngeren Handschriften macht die Stelle *C 90—120.* (Vgl. noch den folgenden Teil.) *C* schreibt, nachdem es in Tirade 91 die erste (gereimte) Aufforderung Oliviers an Roland zum Blasen des Hornes hat, eine Assonanzredaktion ab. (92—99.) (Vorhergehende Assonanztiraden ohne Reimredaktion s. in *C* 74, 75, 78, 81, 82, 85—86, 87.) Davon enthalten noch Aufforderungen zum Blasen 92, 93, 94, also 4 im ganzen. Dabei ist zu bemerken, dass *C* hierbei die é-Tirade *O* 1059 nicht hat und dafür an einer andern Stelle eine ée-Tirade einsetzt, worin es genau mit *M* übereinstimmt. Auch *n* scheint dazu zu passen. Die ée-Tirade (*C* 93) enthält eine Anrufung der Mutter Gottes, welche auch in *n* an der *M* entsprechenden Stelle steht (*n* 322^{12} f). Dann schreibt *C* (100) wieder eine *C* 90 fast buchstäblich entsprechende Reimtirade ab, lässt aber dann die eigentlich darauf folgenden Tiraden *C* 91, 92 aus, um dann wieder nach dem grossen Einschube von *C* 101—116 (117) mit einer der assonierenden Tirade *C* 93 entsprechenden gereimten fortzufahren. An dieser Stelle nun haben *C* 117, *V* 108, *P* 17 (= *T* 26) eine *ez*-Tirade, welche ebensoviele

---

*) Dem Carmen einen Platz im Stammbaum zuzuweisen, wage ich nicht. Ich glaube, dass nur der es darf, der die ganze gesamte Rolandsentwicklung überblickt, halte aber dafür, dass bis jetzt dem Umstande, dass das Carmen so kurz ist, zu viel Gewicht beigelegt worden ist. Wer ein solches Latein drechselte, musste seine Vorlage gut bearbeiten und sicher eher kürzen als erweitern. (Kurze Stellen ausgenommen.) Ob die Stelle *M* 283—295 eine Verwandtschaft mit dem Carmen beweist (cf. Romania XI p. 498 ff.), wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls lag sehr nahe, eine solche Betrachtung hier einzuschieben. Die ungebührliche Länge derselben im Carmen (Vers 51—88) zeigt aber wohl, dass es aus einer ziemlich späten Zeit stammt. Episch ist die Stelle sicher nicht.



Ähnlichkeiten mit *O* 1059 zeigt, dass wir sie für eine Überreimung derselben halten könnten, zumal ihre Stellung in *V* (vor 109) der Stellung vor *O* 1059 entspricht.

P geht darin mit der Reimredaktion in *C*, dass es hinter *P* 17 die *V* 109 (*C* 92) entsprechende Tirade auslässt. *V* hätte dann hier sowohl die in *O* fehlende Tirade *M* 1006 (*V* 110) wie die in *MnC* (Assonanzredaktion) fehlende *O* 1059. Aufforderungen zum Blasen enthalten davon *C 91* (gereimt), *92* (schon in *O* gereimt, weil an Tirade, gehört wegen ihrer Stellung aber wohl zur Assonanzredaktion), 93, 94 assonierend und *C* 117, 118, 119. In *V* 92^{1-10}, 108, 109, 110, 111.

Wäre sicher, dass die é-Tirade *O* 1059 zur Vorlage für *C* 117, *V* 108, *T* 26, *P* 17 gedient hat, so wäre damit bewiesen, dass in diesem Teile von der Vorlage unserer Handschriften noch eine *O*-Vorlage benutzt worden ist, da ein zufälliges Übereinstimmen in deren Auslassung von *MnC* (Assonanzredaktion) nicht angenommen werden kann. Ich glaube bei der Billigkeit der é-Tiraden und bei dem allgemeinen Inhalte der beiden vorliegenden annehmen zu dürfen, dass *O* 1059 einerseits und *C* 117, *V* 108, *P* 17, *T* 26 andrerseits vollständig gegeneinander selbständige Tiraden sind, trotz der zu *O* passenden Stellung in *V*, trotz des ziemlich parallelen Gedankenganges in den Gemeinplätzen und trotzdem es Wiederholungstiraden zu mehreren andern der Art sind.

Was die Entwicklung dieser Stelle anbetrifft, so scheint mir folgendes stattgefunden zu haben. Zuerst hat über *x* in der Vorlage Tirade *M* 1006 gestanden. Olivier fordert Roland auf, zum Angriff zu blasen. Dann wurde in derselben Tirade hinzugesetzt, damit Karl es hört und zurückkommt. Nun wurde die Tirade *M* 997 (*O* 1070) d a z u g e s e t z t, Olivier fordert Roland auf zum Blasen, damit es Karl hört. Dann kommen dazu die Wiederholungstiraden. *M* stellt den Bestand von *x* dar. Nur so erklärt sich, warum Olivier den Roland mehrmals auffordert, zu blasen, damit Karl es hört und zurückkommt, und dann auf einmal *M* 1006

Conpagnun Rollant sonez la meslee
Si loira Carle de France limperere.

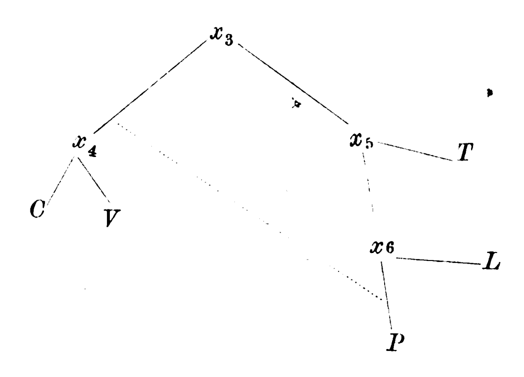
Zu dieser Tiradenstellung passt vortrefflich das Hintereinander von *M* 1015—1016, was in *O* (1082) zerstört ist. Ein Schreiber von *O* mag auch daran Anstoss genommen haben, dass Roland plötzlich zum Angriff blasen soll, damit Karl es hört. Er liess die Tirade fort und bearbeitete *O* 1070 zu einer neuen Tirade *O* 1059, die *O* 1070 fast wörtlich gleich ist, mit Ausnahme der Assonanz. (Daran, dass unter *M* 1006, *C* 118 *la menee* das bestimmte Signal verstanden sei, dass Roland das Angriffssignal blasen soll, um Karl zurückzuholen, und nicht, damit seine Leute angreifen, ist wohl nicht zu denken.)

b) C 100—P 71.

Hier ist der für die übrigen Teile der Handschriften anzunehmende Stammbaum durchbrochen, was deutlich durch folgendes gezeigt wird:

1) *CVP* haben folgende Tiraden gemeinsam gegen *OMnTL* : *P* 1—17, *P* 25—27, 30, 46—48, 67.
2) Gemeinsam die Umstellung von *P* 34 gegen *OMnL* (*T* fehlt). *OMn* nennen hier Samson als Kämpfer, *L* aber, noch in der Tiradenstellung von *OMn Estouz de Langres*. *CVP* aber haben *Estouz de Langres* und umgestellt.
3) *P* 45—54 = *CV*. Sie setzen eine ganze Episode ein und gehen, wie in diesem ganzen Abschnitte, genau zusammen gegen die übrigen.
4) *P* 68^{1-19} = *C* 165 *V* 157^{1-15}.

Trotzdem glaube ich nicht, dass *P* : *TL* hier jede nähere Verwandtschaft verleugnen. S. *P* 29^1 = *L* 2^1 gaber (*T* fehlt) sonst *parler*. Derartige Kleinigkeiten, die hierbei nur entscheidend sein können, da bei dem genauen Zusammengehen von *CVP* die Kompilation in diesen in den allerletzten Zwischenstufen vor sich gegangen sein muss, kommen mehrfach vor. Wir können deshalb, auch mit Rücksicht auf das Schema der andern Teile, aufstellen:



Verhältnis der Assonanz zum Reim *OM* : *CVPTL*. s. *P* 20, 31, 34, 36, 37, 44, 50, 52, 65, 69.

x_3 gereimt (s. unten). Die Doppelstellen *P* 54 = 57, *P* 56 = 58 (doppelte Reimredaktion) sind vielleicht der Kompilation zu verdanken.

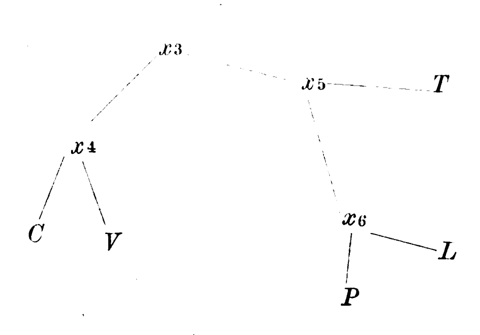
Dass die *P*-Redaktion mit derjenigen von *C V* kompiliert wurde an dieser Stelle, scheint mir einen ganz besonderen Grund gehabt zu haben: Zwischen x_2—x_3 erfuhr der Roland zuerst eine

vollständige Überreimung bloss bis *C* 73. Von da an bis *C* 91 nur teilweise, worauf die noch erhaltenen Assonnanztiraden *C* 74, 75, 78, 81, 82, 85—86, 87 hindeuten. Gar nicht überreimt wurde dieses erste Mal 92 ff. Später wurde das folgende von einem andern überarbeitet, aber nicht von *C* 92, sondern von *C* 128 (= *C* 99) an. *L* fehlt hier noch leider ganz. *T* hat hier zwischen 27—27*a* die Lücke. Die ausgefallenen Tiraden entsprechen ziemlich *C* 94—99, also dem Stücke, was wir in x_3 als assonierend annehmen. Irgend ein Schreiber liess die Stelle vielleicht aus, weil sie dem übrigen ungleich war.

So ging dieser Bestand in die beiden Äste des Stammbaumes über. Derselbe ist wahrscheinlich in *V* später überreimt, und sind eben da auch die Zusätze (*P* 1—17, 25—27, 46—48, 67) gemacht worden. Dieses hat *C* aus einem V-Ms. übernommen. Dass *C* zusammengesetzt ist, wird wohl gezeigt dadurch, dass *C* 90 = 100 ist, 2 mal genau dieselbe Reimtirade. *P* stimmt mit *C* darin überein, dass in ihnen die Tirade *V* 109 = *C* 92 in der Reimredaktion nicht steht, also *P* vielleicht mit *C* kombiniert ist. *V* hat, in der letzten Abschrift vielleicht, noch eine Umstellung vorgenommen: Tirade 91 mitten zwischen 92 gestellt. Es ist das der Versuch einer Erklärung dieser Stelle, die wohl nie ganz klar werden wird.

c) P 72—100.

Schema.



x_3 durchaus gereimt. Reimgruppierung:

O M : *C V T L P*. — s. *P* 83, 87, 91, *T* 75.

In x_3 ist die Doppelstelle *C* 192—195 anzunehmen. Das obige Schema tritt fast in jeder Tirade deutlich hervor. *T* tritt manchmal *C V* so nahe, dass man es gegen *L P* mit *C V* auf eine Vorlage zurückgehen lassen könnte. Allein, da *C V T* gegenüber

L P immer die bessere Lesart zeigen, muss auch hier die obige Gruppierung angenommen werden, welche in andern Abschnitten deutlicher hervortritt. Diese Stelle zeigt aber, dass x_5 ziemlich nahe an x_3 steht, dass also in den übrigen Teilen auf diese wenigen Zwischenstufen starke Bearbeitungen stattgefunden haben. Die Gruppierung innerhalb der Handschriften meist *C V T* : *L P* oder *C V* : *T L P*.

d) P 101—119. (C 200—214 resp. 216.)

Schema der Abstammung wie unter *c*.

Von diesem Teile ist *P* 101 in keiner Handschrift gut überreimt. Überall tritt noch die Assonanzredaktion hervor. Im folgenden *P* 102—119 haben wir x_3 wieder für das meiste als gereimt anzusehen, aber die Überreimung muss schlechter gewesen sein, da die Handschriften hier nicht so gut zusammengehen wie vor *P* 101, teilweise wenigstens. Dann haben wir in x_3 neben der Reimredaktion noch Assonanzredaktion für folgende Tiraden anzunehmen: *P* 102, 106, 109, 113, Tiraden, in denen *C* Assonanzredaktion zeigt, *P* aber Doppelredaktion. *P* hat in 102 und 106, wo ein der Assonanz verwandter Reim gewählt war, beide Tiraden in eine verschmolzen. *P* 102 und 106 sind eigentlich je 2 Tiraden.

Der Einsatz des Überreimers für das folgende zwischen x_3—x_4 hat, wie zu erwarten, an einer andern Stelle als in x_3—x_5 und zwar 2 Tiraden später stattgefunden, so dass wir in *C V* den Abschnitt mit *C* 216 setzen müssen. Für *C* 216 *V* 210 haben wir in x_4 Doppelredaktion oder Überreimung erst zwischen x_4—*V* anzunehmen.

2. Der Schluss hinter Baligant. *P* 250 — Ende.

Stammbaum: Derselbe.

Die einzelnen Handschriften gehen sehr gut zusammen. Hier ist natürlich die Grenze für das Erlaubte in der Verwandtschaft, was für oder gegen einen Stammbaum spricht, viel enger zu ziehen.

Der Schluss ist wohl sicher nie assonierend gewesen, da wir ihn in *M* schon gereimt finden, und zwar so, dass wir ihn schon für x_1 als solchen anzunehmen haben, da sich nachweisen lässt, dass die Narbonne-Episode in einer Vorlage von *M* an Stelle des Dornwunders eingeschoben ist, und zwar so: Die Narbonne-Episode ist dem übrigen Texte der *Chs.* durchaus ungleichartig; das zeigt schon das Äussere. Sie besteht aus 561 Zeilen, von denen fast 300 auf *er* reimen (das ganze Stück 4112—4356 ununterbrochen, wobei jedoch einige Assonanzen mit unterlaufen). Von den übrigen circa 160 Versen reimen über 100 auf *ant*

(wobei jedoch auch wieder einige Assonanzen mit unterlaufen), während sonst im ganzen Rolandsliede vermieden wird, 2 gleichreimige Tiraden aufeinander folgen zu lassen und die Tiraden in *M* höchstens 20—30 Zeilen lang sind.

Zeigt die Narbonne-Episode so, dass sie überhaupt ein später Zusatz ist, so zeigen die Eingangstiraden in dieselbe, dass sie eine Bearbeitung der Eingangstiraden in das Dornwunder sind.

P 252 *or*, *P* 253 *ie*, *P* 254 *on*, *P* 255 *in*,
M 3838 *or*, *M* 3847 *ie*, *M* 3854 *ant*, *M* 3867 *in*.

Davon ist Tirade *P* 252 für x_3 nicht sicher, da *C V T* die Tirade nicht haben, was aber dem Beweis keinen Schaden thut, die sonstige Übereinstimmung genügt. Abweichend äusserlich ist der Reim in *P* 254, wobei zu bemerken, dass der allerdings auch nicht seltene *on*-Reim durch den allergewöhnlichsten, den die Narbonne-Episode ja noch vorzüglich hat, ersetzt ist. (Hier in der systematischen teilweisen Verarbeitung haben wir also wirklich zweite Überreimung einer Tirade anzunehmen.) Aber, ist auch das Äussere leicht geändert, die innere Verwandtschaft ist desto grösser. *M* verrät, dass es gekürzt ist, aber genau den gleichen Gang der Erzählung hat wie x_3, hier natürlich auf das Dornwunder, in *M* auf die Einnahme der Stadt zugespitzt. (Dabei scheinen die übermässig langen Tiraden *P* 250—251 ein Zusatz unterhalb x_1 zu sein.) Sicher beweisend aber, dass das eine zur Bearbeitung des andern vorgelegen, ist Tirade *M* 3867 = *P* 255, welche das Gebet Karls, in x_3 auf das Dornwunder, in *M* auf die Einnahme von Narbonne zugeschnitten, enthalten und fast wörtlich in den parallelen Teilen übereinstimmen. Ein Vergleich der beiden Tiraden schliesst jeden Zweifel, dass es nicht eine zufällige Übereinstimmung der schematischen altfranzösischen Gebete ist, aus.

Ein besonders hervortretender Zug für den Stammbaum: Die Schwester Karls des Grossen heisst überall Berte, bloss Gille heisst sie in ***P*** 160, 262, 304, ***L*** 121, 153, ***F*** 12, 14.

Eine Schwierigkeit für den Stammbaum.

P 273—279 = *T*, eine ganze Episode fehlt in ***M C V L***. Das Stück ist ganz lose künstlich eingesetzt und eine läppische Erweiterung, von der wir wohl annehmen können, dass *L*, welches im Schluss noch besonders stark und mit gutem Überblick kürzt (*L* 190 ist eine Zusammenziehung von *P* 348, 49, 50), sie ausgelassen hat.

Der dritte Teil. *P* 120—249.

x_3 nur assonierend. Dieser Teil muss in der Redaktion x_3—x_4 zwischen diesen beiden Stufen einen neuen Bearbeiter gefunden haben, welcher mit Tirade *C* 217 (*P* 122) eingesetzt hat.

(C 215, 216 gehören noch zum vorigen Abschnitte.) Und wahrscheinlich ist ein Überreimer für diesen ganzen Teil bis zum Schluss hinter Baligant thätig gewesen. Sein Charakter ist vom ersten Bearbeiter deutlich verschieden. Er erweitert ziemlich bedeutend (C 218, 221, 225, 229, 248 sind +-Tiraden), und macht manche gar nicht üble Zusätze. (S. Tirade 257.) Allerdings nimmt er es mit dem Reime nicht so genau. Mit Vorliebe stellt er Namen hinein, die er einfach ändert, wenn sie nicht passen (C 285, 286, 295, 307, 321). Darin erscheint dieser ganze Teil einheitlich.

Für x_5 zerfällt dieser ganze Teil wieder in zwei grössere Abschnitte

a) P 120—156
b) P 157—249 (Baligant).

a) P 120—156.

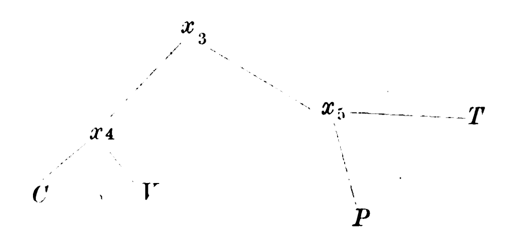
Das Stammbaumschema dasselbe. Reimgruppierung:

O M : *C V* : *T L P*, s. P 128, 136—140, *146,* 147, 151, 153. P 152 sogar *O M* : *C V* : *T* : *L P,* wo also selbständige zweite Überreimung zwischen x_5—x_6 anzunehmen ist, oder: x_5 war in dieser Tirade noch nicht so vollständig durchgereimt, dass x_5—x_6 den Reim beibehält.

x_5 war gereimt im übrigen.

Doppelstelle: P 124—125. P 125 muss zwischen x_3—x_5 überreimt worden sein und dann aber selbst hinter die Reimtirade 124 eingesetzt.

b) P 157—249. (Bal.)



Der Baligant in P T zerfällt wieder in drei grössere Abschnitte

I. P 157—184.
II. P 184—231.
III. P 231—249.

I. P 157—184.

In *T P* haben wir, genau von dem Abschnitte an, wo *n L* den Baligant auslassen, reine Assonanzredaktion. Jedoch hat *P* sehr viele leichte Reime eingesetzt, immer zu den Endungen passend, auf welche die Mehrzahl der Tiradenzeilen ausging. *T* ist von x_5 an ziemlich überreimt worden, also dass *T* beim Abschnitte fast reine Assonanzredaktion neben *P* hat, aber schon in den ersten Tiraden ziemlich gut gereimt zu werden anfängt, wobei aber noch immer Assonanzen mit unterlaufen. Spätere Tiraden sind fast rein gereimt, so dass wir dann die Gruppierung haben: *O M* : *P* : *T* : *C V*.

P 175, 177, 178, *180* (= *T* 160), 184; *P* 158, 159 scheinen ein ungeschickter Versuch zu sein, *P* 157, also die Assonanzredaktion im Baligant überreimen zu wollen.

Verwirrt, bezüglich der Tiradeneinteilung, ist *P* 164—169 (auch in *CV* einigermassen durcheinander), *T* geht genau mit *OM*, während *P* sich kaum reinlich in die Konkordanztafel einreihen lässt. Die Abweichungen in *P* : *CV* sind aber durchaus nicht gemeinschaftlich. Alles deutet darauf hin, dass x_3 und x_5 noch assonierend waren. *P* 171 muss aber in x_5 schon mit der folgenden Tirade zusammengezogen worden sein.

II. P 185—231.

Merkwürdigerweise haben wir für diesen mittleren Teil des Baligant wieder Überreimung zwischen x_3—x_5 anzunehmen. Dass der Überreimer ein anderer gewesen ist wie der frühere, verrät schon die grosse Zahl der Tiraden, wo er den Reim gegen die Assonanz wählt. *P* 185, 186, 189, 193, 194, 195, 198, 201, 203, 204, 209, 210, 223, 225, 229, 230, 231.

Doppelstelle: *P* 228—229. (Zwischen x_3—x_5 überreimt, aber die Assonanzredaktion erhalten.)

Zum Stammbaum: Zu Bedenken gegen denselben könnten die Tiraden *T* 192 und 191 Anlass geben.

T 191³ Reinbaut *132 Raimbaut.*
C 302 Ransbaus *C 303 Rembauz.*
V 297 Raimbauz *V 298 Rambauz.*

O 3348 u. 52 Rabels = M 3518 u. 22.
P 214 Rabiax 215 Rabiaus.
F 3 und 4 Rabiaus.

In *C* 304 *V* ⁴ *T* 192 steht der Schlachtruf *Monioie St. Denis,* der sonst noch fehlt. Ich glaube auch hier noch dem Zufall die scheinbare Gruppierung *OMPF* : *CVT* zuschreiben zu können. *TCV*

stehen sich ja so nahe und das genaue Zusammengehen von *LP* in andern Teilen zeigt, dass zwischen *T*—*LP* ziemlich viele Stufen liegen oder ziemlich starke Bearbeitungen stattgefunden haben, dass also gut hier nochmals geändert sein kann, was die Vorlage von *CVT* gegen *OM* selbst geändert hatte.

III. P 232—249.

In *P* fast reine Assonanzredaktion, *T* (zwischen x_5—*T* also) ist selbständig ziemlich überreimt worden, x_5 ist also noch assonierend gewesen.

Kurze Übersicht über die Entwickelung der Chs.

Alle gefundenen Stammbäume lassen sich (mit Ausnahme für den Teil *P* 1—71 in *PCV*) kombinieren. (S. S. 1.) Derselbe stellt, abgesehen von der Gruppierung der jüngeren Handschriften, den Müllerschen Stammbaum, in bezug auf die Gruppierung der jüngeren Handschriften unter sich genau den zuerst von Herrn Professor Förster aufgestellten dar. (S. Gröber Ztschr. f. R. Ph. II. S. 164.)

Die inhaltliche Entwicklung muss nach ihm folgende gewesen sein: *OM* geben in ihrem Hauptbestande x wieder. Der Schluss in x ist wohl ähnlich dem von *O* gewesen. Der Baligant stand in x schon, dagegen ist Dönges Schluss (Dönges: Die Baligantepisode im Rolandsliede, S. 21) für r (= x) falsch. Was er für x erschliessen will, gilt bloss für x_1. Vergl. noch a. a. O. S. 13, c. „Zwei ursprünglich aufeinander folgende Parallelberichte vom Aufsuchen und Bestatten der Leichen der fränkischen Helden in Ronceval erweisen sich durch die Baligantepisode getrennt, wodurch die epischen Wiederholungen zu Widersprüchen werden.“ Im Roland gibt es wohl Paralleltiraden, aber keine Parallelberichte, welche also auch nicht getrennt werden können. Zwischen x—x_1 muss der Reimschluss hineingekommen sein mit dem Dornwunder und diesem zuliebe die erneute Totenklage u. s. w., also der 3. Besuch Karls in Roncevaux, und ich glaube annehmen zu dürfen, dass die erste Niederschrift desselben gleich in eine Handschrift der Reihe x—x_1 eingesetzt wurde. Dieser Schluss entsprach ziemlich genau dem Bestande des Schlusses in x_3. (Die Narbonne-Episode wurde zwischen x_1—*M* für das Dornwunder eingerückt. Die Hauptveranlassung zu dieser Änderung mag derselbe Grund gewesen sein, der in *CV* den zweiten Besuch Karls in Roncevaux ausfallen liess: Man hatte ihn ja doppelt. Doch hat wahrscheinlich in x schon die Erwähnung der Einnahme von Narbonne [s. *O* 3685] gestanden, und zwar wohl damals schon, um verschiedene Chs. aneinander

zu knüpfen.) Zwischen x_2—n kam das Schwertwunder hinzu, und wurde der Schluss, der gleich dem Schlusse von x_3 in der Hauptsache war, gekürzt. Zwischen x_3—x_4 wurde der 2. Besuch Karls in Roncevaux (*O* 2855—2973) zwischen *C* 274—275 ausgelassen, weil der folgende 3. ja wegen des Dornwunders wichtiger war und *CV* nicht wie *M* etwas Anderes dafür einzusetzen hatten.

Die förmliche Entwicklung der *Chs.*

x ist doch wohl als rein assonierend anzunehmen (deshalb Annahme des *O*-Schlusses in x). x_1 war assonierend in den Teilen, in denen *O M* zusammengehen. Der Schluss ist in *M* x_3 gleich gereimt, also schon in x_1.

In x_2 hat sich wahrscheinlich schon die Neigung zum Reim gezeigt, aber in der Hauptsache ist die Vorlage assonierend gewesen. Zwischen x_2—x_3 ist der ganze erste Teil bis *P* 119 überreimt worden (vielleicht noch wieder in zwei Abschnitten: 1. Überreimung *C* 1—90 ungefähr), doch so, dass an zwei Stellen, die wahrscheinlich nicht systematisch bearbeitet wurden, neben der Reimredaktion noch die Assonanzredaktion erhalten war (*C* 74—99 und *P* 101—119). *P* 119—249 war in x_3 durchaus assonierend.

Dieser Bestand ging dann in die zwei Äste des Stammbaumes über und wurde hier verschieden bearbeitet.

1) In x_3—x_4 fand der nicht gereimte Teil einen flotten Bearbeiter, der mit *C* 217 einsetzt und den ganzen Baligant glatt überreimt, so dass wir in *C V* nur die Doppelstellen und die einzelnen Assonanztiraden in *C* als Kennzeichen des Übergangs aus der Assonanz- in die Reimredaktion haben.

2) In x_3—x_5 fand das nicht überreimte Stück einen Bearbeiter, der den Abschnitt *P* 120—156 vornahm, den Anfang des Baligant aber liess, wie er ihn fand, und zwar genau von der Stelle an, wo *n L* ihn auslassen. Das übrige schrieb er einfach ab, also den ganzen Baligant. Ein späterer Kopist (oder derselbe?) zwischen x_3—x_5 hat aber mit *P* 185 wieder angefangen zu reimen, und zwar bis *P* 231. Und auch er schrieb den nun folgenden Teil des Baligant wieder assonierend ab (*P* 231—249).

Irgend einen Grund dieser verschiedenartigen Behandlung des Baligant vermag ich nicht zu finden, als den, dass an irgend einer Vorlage zwischen x_3—x_5 zwei verschiedene Schreiber gearbeitet haben, von denen der eine nicht „reimfähig“ war. — Dieser Bestand ist dann in die *T*- und *P*-Redaktion übergegangen, und zwar haben beide selbständig möglichst viel überreimt. *T* hat dies am geschicktesten gemacht, so dass wir bei ihm die wenigsten Assonanztiraden finden. Diese verschiedenartige Bearbeitung erklärt vollständig, dass der Stammbaum so verwickelt zu sein scheint, indem bald *C V T*, bald *O M P* oder *O M P T*, bald *L P*, bald *T L P* so nahe zu einander treten.

Nur noch eins könnte am Ende Zweifel erregen:

Die Baligantepisode. Vergegenwärtigen wir uns die Lage der Baligantverhältnisse im Stammbaum. *n L* lassen ihn aus und die Auslassung fängt in beiden genau an derselben unpassenden Stelle hinter den zwei Träumen an, die unbedingt auf Baligant deuten. *P T* machen genau hier einen scharfen Abschnitt, bloss die abseits stehenden *C V* haben ihn und ohne den geringsten Absatz. Einen Fehler, ähnlich demjenigen Pakschers, zu begehen und *n L* zusammenzustellen, davor sind wir hier leicht bewahrt. Gegen ein Einsetzen einer Assonanzredaktion des Baligant in die Vorlage von *P T* spricht: Beides, Auslassen und Wiedereinsetzen müsste zwischen x_3—x_5 vor sich gegangen sein; *P T* lassen sich mit dem Baligant genau in den sonst gültigen Stammbaum einsetzen; der Baligant zeigt in *P T* keine nähere Verwandtschaft mit *O M*. *C V* kann ganz gut die Überarbeitung der in *P T* enthaltenen Assonanzredaktion sein. Mit der Annahme der verschiedenen Überreimung erklärt sich alles, nur eins nicht: Der merkwürdige Absatz in *n* x_5 gerade hinter den Träumen.

Für *L* allein ist darin, dass der Abschnitt gerade hier ist, nichts Wunderbares, da in seiner Vorlage ja bereits der Abschnitt durch Reim- und Assonanzredaktion gemacht war. Wir haben nur zu erklären: wie kam der Überreimer zwischen x_3—x_5 dazu, gerade da aufzuhören, wo *n* den Abschnitt macht? Also eine Übereinstimmung von *n* und einer Handschrift zwischen x_3—x_5 ist zu erklären, dann erklären sich die Einschnitte in *P T L* von selbst.

Die einfachste und richtige Erklärung ist wohl die, dass, als der Baligant in die Handschrift eingesetzt wurde vor x, man dazwischen einen starken Abschnitt machte (grössere Initiale u. s. w.). Wahrscheinlich hat der ursprüngliche Baligant mit *O* 2609 (= *P* 162) angefangen. *O* 2570 — 2608 sind ein Zusatz, der später hinter dieses Zeichen beigefügt worden ist. Später wurden die Träume, aber vor diesen Absatz dazu gesetzt, da sie ja auf den folgenden Abschnitt hinwiesen. So wurde *n* bewogen, von hier an den Baligant auszulassen. Der Absatz in den Handschriften vererbte sich aber bis zwischen x_3—x_5, und eben dadurch wurde der Überreimer bewogen, hier seine Arbeit einzustellen. Diese Baligantbehandlung beweist, dass derselbe auch damals durchaus nicht als dem Rolandsliede gleichwertig angesehen worden ist.

Schreibfehler und Missverständnisse.

Von *M* ganz abgesehen finden sich deren in allen Handschriften eine Unmenge. Ich gebe im folgenden eine Auslese von solchen, die besonders hervortreten.

Sehr oft vertauscht werden *fel* und *fol*
s. *P 31, O 1189 ff., M 1112 ff., C 131.*
O 1193 Fols est li reis qui uos laissat as porz.
M fehlt. *n:* Thöricht war der König.
C 131 V[7] *mot est* ***fel Guenes*** *et plens de tricherie.*
T 28[7] *foulx est li roys et de male boidie.*
L 3[8] *fauz est uos rois et plains de grant boidie.*
P 31[7] ***fel*** *est moult* ***Karles*** *et plains de tricherie.*

Vertauscht werden oft *pui, pin, pie*
s. *P 6*[8], *C 106, P 139, T 28, P 139, P 293*[25], *C 363*[26].
O 1017 Oliviers muntet desur un pui halçur
s. Grimm XLVI: Olivier steigt auf eine hohe Pinie.

Vertauscht sind oft *iut, uit, uint.*
P 251[80], *T 231*[1].

Fernere Lesefehler.
O 1407, M 1319 sa maisnee alat vendre
C 150, VTL soi meisme.
O 1938 Dist Oliviers: Dehait ait li plus lenz
M 2062. *deus ait les plus lent.*

M 5288 a paradis statt *apareus.*

C 245 saint Policarf V saint Pol li chauf.

CV 46[13 u. 14] *(O 506)* ***a*** *Marsilie* ausgelassen. Dadurch vollständig falscher Sinn.

C 187[8], *V 180*[8] *corocement* aus *corner* der andern Handschriften. Dadurch verliert die Tirade ihren Charakter als Repetitionsstrophe. *L 52*[4] *corroz* (Zufall!).

V 59[3] *le chief* anstatt *les clefs. (O 654.)*

C 78[4] *per tot* ***ses*** *dex* anstatt *O 888 Pur tut* ***lor*** *deu*
Gold.

T 10 Ly roy Margos anstatt *O 860 Li nies marsilie.*

T 89[4] *lamour* anstatt *V 190*[4] *la mort.*

T 121[7] *laua de sanc* anstatt *luat.*
T 121[9] *Bethis eut nom* anstatt *O 2278. Bels fut et forz.*
T 40 larcevesque anstatt *la cervelle.*
T 55 par Guennelun anstatt *par gueredon.*
P 68[26] *le pan dou confanon.*
L le pandant confanon.

T 240 (= M 4598) statt *si hennist — de son hernois.*
T 266^{10} *gramaire* statt *gromancie.*
T 290^{12} *pierres* für *bieres.*
T 326^{6} *et pren Marsile a fame* statt *ma fille.*
T 164^{16-17} *300 chevaliers* anstatt *O 2972 en treis charettes.*
P 105^{10} *L 63 L : segont lor mestre chascons a lor branc nu.*
P souuent lor mostrent les brans dacier toz nuz.

L 93 IIII baron anstatt *perron.*
P 62^{15} = *T* 52^{15} *combatons. L com baron.*
L 123^{12} *prez* anstatt *uespres.*
L 95^{3} *ly Charles viex P* 108^{3} *li K. nies.*

L 207^{2} *(P 370)*
faites ***venir*** *IIII* ***ors*** *et I lyon*
faides ***ieuner*** *III* ***iors*** *IIII leons.*

T 93^{11} *ioie est finie* anstatt *V* 194^{18} *vie.*
L 51^{1} anstatt *a la chiere hardie*
a la char tresuee.
P 308 anstatt *ocis — choisi.*
M 4484 uns loges, sonst ***Sorges,*** ist wohl verlesen.
P 318^{2} statt *transist — tant feist.*

M 4811 primer me vint. = CVT
L 143^{14} *per mer. P* 293^{20} *parmi moi.*

P 293^{4} *fiere est la* ***roche*** *et la valee grans*
C 363^{4} *la* ***rote*** *est fiere et lo damage grant.*
M 4800 apella (P 293^{6} *apelle* missverstanden
aus *C* 363^{6} *la baille T* 266^{5}*)*

C 337 V^{18} *Neuelon* anstatt *Guenelon.*

P 217 F 6^{3} falsch. *Elynans = Guinemans.*
Der Schreiber hat ihn für einen Heiden gehalten.
Trotzdem fährt er mit Zeile ^{6} fort.

P 24^{6} *ou iez* anstatt *oiez.*

P 2^{8} *luist* ist falsch, muss mit *C 102 V lieue* heissen.
M 5188 = L 159^{5}*; CVP la bele boche dont la* ***leure*** *est partie*
anstatt *lame.*

O 2896 Turnez ist wohl gegen Müller in *torblez* zu ändern.

O 435 al siege ad ais, alle übrigen sprechen von dem *siege* Saragossas.

O 1761 Die Einnahme von *Noples.*

O 1778 wohl missverstanden. Sollte *C 191*[23] *V* mit *lever* anstatt *laver* das richtige haben?

O 1817 = *n* S. 335 = *C 198*[6] (Assonanzredaktion).

Dass Ganelun den Köchen überliefert wird, scheint mir ursprünglich ein Missverständnis zu sein. Vielleicht, dass *quens* in der Vorlage stand, ein Schreiber verlas es und es gefiel ihm, als er sein Missverständnis auch bemerkt hatte, und er setzte das nötige hinzu. — Eigentlich merkwürdig ist, dass die Gefangennahme Ganeluns so kurz dargestellt wird. Sie hätte doch eine schöne Scene geben können. Im Schluss der jüngeren Handschriften ist sie ja endlos ausgesponnen. (Zu bemerken, dass bloss *OMnC* von Köchen sprechen.)

O 485 escolore ist wahrscheinlich ein Lesefehler aus *M 381—82* = *nCV escoler.*

P 259[4] Karl lässt das Kloster St. Jehan seinem Neffen zu Ehren so nennen.

M 1949. C 194 V 188[8] *T 87*[9]: ***Jule*** *Cesar.*
L 58[9] *li* ***nies*** *Cesar. P 100*[11] *li* ***uieuls*** *Cesar.*

Thesen.

1) Das französische Rolandslied ist, was innern Wert anbelangt, trotz seiner grossen Schönheiten nicht neben Homer und das Nibelungenlied zu stellen.

2) Die altfranzösische Sprache an sich ist nicht über die neufranzösische zu stellen

3) Zu Romania XI p. 473. Anmerkung zu Zeile 240
(G. Paris: Le Carmen de Prodicione Guenonis).
Beide „mori“ müssen stehen und keines von ihnen ist für ein anderes Wort gesetzt.

4) Der „Vicar of Wakefield“ ist kein Buch, was sich eignet, auf Schulen in extenso gelesen zu werden.

5) Die Cambridger Rolandhandschrift ist derjenigen von Châteauroux mindestens gleichwertig.

6) Se pasmer bedeutet in der afz. Dichtung nichts anderes als im vollen Sinne des Wortes „ohnmächtig werden“.

7) Zu „Li Romanz de la Poire“ ed. Dr. Stehlich, Halle 1881, möchte ich folgende Besserungsvorschläge machen:

a. Zu 525 Lies
Eschaudez eaue chaude crient.

b. Zu 674. Die Lesart von *C:*
Non faites ne nus hons qui vive ist vorzuziehen.

c. Zu 690. Zu lesen *conter* statt *reconter*.

d. Zu 727. Zu lesen *meïsmes*.

e. Zu 835. Die Lesart von *A* ist die bessere.

f. Zu 924. Setze *soit* für *soiez* und streiche hinter 925 die Interpunktion.

g. Zu 1793. Setze *sëuz* statt *tëuz*.

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Ludwig Fassbender, ältester Sohn des Landwirts Ludwig Fassbender und der Rosette Henriette Fassbender, geb. Urbahn, am 20. Oktober 1862 zu Burscheid bei Solingen. Mein Vater wurde mir am 3. September 1880 durch den Tod entrissen. Ich gehöre der evangelischen Konfession an.

Nachdem ich die gehörige Vorbildung auf der Elementarschule meines Heimatsortes erlangt, absolvierte ich den vierjährigen Kursus der höhern Bürgerschule daselbst, um Ostern 1878 in die Sekunda der Realschule I. Ordnung in Mülheim am Rhein einzutreten. Letztere verliess ich Ostern 1882 mit dem Zeugnis der Reife, um mich dem Studium der neuern Philologie an der Universität Bonn, wo ich noch jetzt das akademische Bürgerrecht geniesse, zu widmen. Das Wintersemester 1884—85 war ich an der Universität Berlin immatrikuliert.

Meine Lehrer waren in Berlin: du Bois-Reymond, Paulsen, Tobler, v. Treitschke, Jupitza, Wagner; in Bonn: Bender, Birlinger, Bischoff, Bücheler, Dove, Förster, Lipschitz, Meyer, Neuhäuser, Schaarschmidt, Trautmann, Wilmanns, Wolff. Ferner die Privatdocenten Dr. Morsbach und Dr. Stürzinger, die Lektoren Dr. Aymeric, Piumati, Waridel.

Allen meinen Lehrern, besonders aber Herrn Professor Förster, fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet.



